AUTHOR:

SCHULTZE, SIEGMAR

TITLE:

DIE ENTWICKLUNG DER GOTHESCHEN LYRIK...

PLACE:

HALLE a. S.

DATE:

1892

Master Negative #
93-81414-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

1

GROL Sch8 — Schultze-Galléra, Siegmar, 1865-
2 cop. Die entwicklung der Göthe-
schen lyrik Leipzig-Frankfurter
periode, 1765-70; habilitationsschrift...
mit genehmigung der philosophischen
facultät der... Universität Halle-
378102 — See Next Card

2

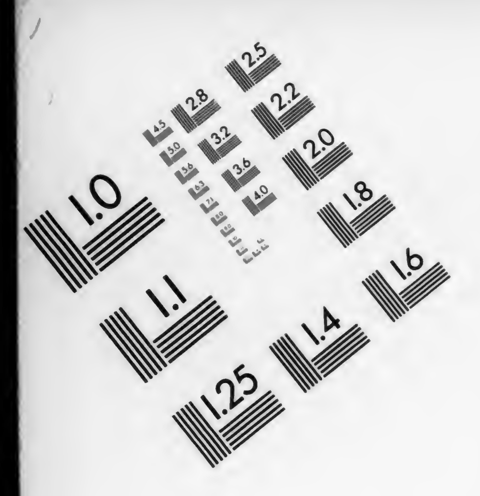
GROL Sch8 — Wittenberg...
Halle a. S. 1892. 0. 58 p.

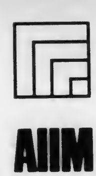
GQ975 M36 — Copy 2 is bound with
Martinsen, Woldemar. Goethes
singspiele. 1887.
378102

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 5/14/93 INITIALS BE
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



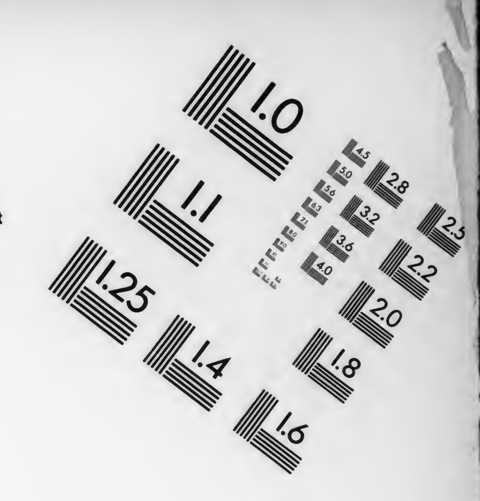


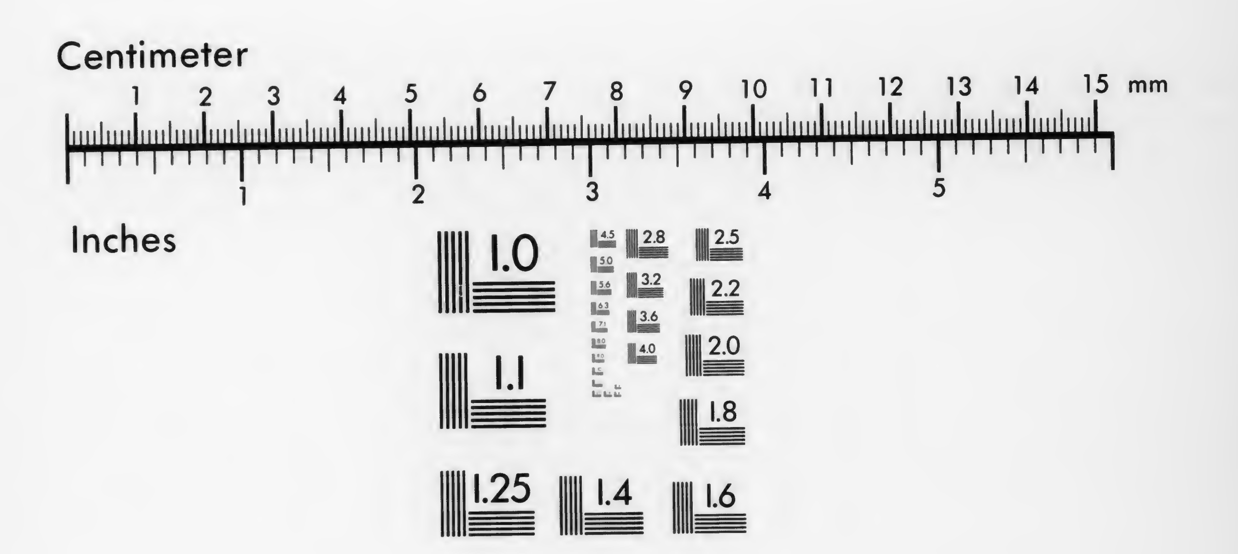
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

No. 2

Die Entwicklung der Götheschen Lyrik.
(Leipzig-Frankfurter Periode 1765|1770.)

Habilitationsschrift

durch welche

mit Genehmigung der Philosophischen Facultät

der

vereinigten Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg

zu seiner

Sonnabend, den 6. Februar 1892, Mittags 12 Uhr

stattfindenden Antrittsvorlesung

Ueber

Klopstock und die Göttinger Dichter

ergebenst einladet

Dr. Siegmar Schultze.



Halle a. S.
Hofbuchdruckerei von C. A. Kaemmerer & Co.
1892.

Einleitung.

Entwicklung der deutschen Lyrik vom dreissigjährigen Krieg bis auf Göthe.

Bis zum Tode erschöpft ging Deutschland aus dem dreissigjährigen Kriege hervor. Wie auf politischem, so auch auf litterarischem Gebiet hat dieser Krieg unsagbar viel zerstört. Die Litteratur seit 1648 ist nicht etwa der kleine Anfang einer neuen, sondern die kümmerliche Fortsetzung der Litteratur des XVI. Jahrhunderts; freilich mit einem bedeutenden Unterschied: ehemals trug sie den Charakter einer volkstümlich grossartig sich entfaltenden Litteratur, jetzt den Stempel eines engen, nachahmenden Gelehrtentums.

Die Reformation hatte eine neue Zeit geschaffen. Durch ihr reges, freies geistiges Leben nahm Deutschlands Litteratur einen herrlichen Anlauf volkstümlicher Dichtung: Drama und Lyrik zeigen die starke poetische Kraft des Volkes. Jenes trat immer deutlicher in dieser wildbewegten Zeit in den Vordergrund. Hans Sachs erinnerte schon an die Vorgänger Shakspeares und schien dem deutschen Volk einen deutschen Shakspeare zu weissagen. Die starke volkstümliche Richtung griff alle Elemente auf: classische, gelehrte, moderne: so Fischart, Rollenhagen u. A. — Die Lyrik war durchweg volkstümlich: geistliche

wie weltliche. Die geistliche war durch Luther zur höchsten Blüte gediehen, die weltliche hielt ihr Stand: um die Helden der Reformation, des Schmalkaldischen Krieges rankte sich das Volkslid, eine neue Blüte trieb das Volkslied im Gesellschaftslied, dem die Meistersänger eine Pflegestätte in den bürgerlichen Kreisen geschaffen hatten. So wuchs dieser Trieb kräftig aus dem Volke empor, fränzösische, italienische, selbst spanische Texte und Melodieen, Alles, was in seinen Bereich kam, ging in diesem Gesellschaftsliede auf. —

Aber der schreckliche Krieg zerstörte fast alle diese Blüten: das Volk war gebrochen, seine Nationalität zerstückt, das Gelehrtentum nahm sich der Dichtung an und suchte, da ihm der unmittelbare Born der Poesie, das Gemüt des Volkes, fehlte, eine eigene neue Renaissancedichtung in italienischen und später französischen Bahnen zu gründen. Die grosse dramatische Entwicklung verdorrte, nur in der geistlichen Lyrik lebte die volkstümliche Entwicklung fort; in der weltlichen schlief sie ein. Die gelehrten Dichter gaben den Ton an, sie übertrugen ins Deutsche, was sie vorher im Lateinischen getrieben: alberne Reimspielereien wurden der Hauptzierrat eines Liedes, daneben Fremdwörter, krasse Bilder und Tropen. Die Hauptcategorie der Lyrik bildete das Lobgedicht, als Geburts- Hochzeits- und Trauercarmen, eine erbärmliche Nachahmung des antiken Hymnus: man pries die Mäcenaten und bettelte um Gold. Einige Volkstümlichkeit und leichte Natürlichkeit wollen die neuen Schäferlieder zeigen, die sich aus den Schäferromanen nach italienischen und französischen Mustern nährten. Doch gelingt ihnen das Drastische, Komische besser als Zartes, Tiefgefühltes. Ausser Lobgedicht und Schäferlied kommen Schmaus- und Zechlieder in Betrachtung. Opitz und Flemming verhielten sich massvoll. Mit Finkelthaus und Brehme, den Leipziger Dichtern, tritt auch diese Richtung deutscher Lyrik ins Grobe, Gemeine. Das Volkstümliche zwar wird

gepriesen und die Modenarrheit verlästert. An diese Leipziger Dichter schliesst sich auch Christian Weise aus Zittau an. Seine Gedichte haben denselben Charakter, halb frivol, halb sentimental, bald reflektierend, bald empfindungsvoll, leicht und ohne tieferes Gefühl, wie es in Leipzig Mode blieb, in den Anakreontikern wieder auflebte und wie es so noch Göthes erste Lyrik beherrschen wird. — Einen immer tieferen Niedergang offenbarte die deutsche Lyrik. Mit der „galanten Epoche“ betrat sie die tiefste Stufe: Sinnenreiz, Zweideutigkeiten, Wortspiele, Schamlosigkeiten aller Arten machten sich breit. Unnatur im Fühlen und Verstellen trat auf die Spitze. Kein Mensch konnte so lieben, wie hier die Liebe empfunden wurde, die angebeteten Mädchen erscheinen uns auf den ersten Blick als Hirngespinnste und Traumbilder ihrer Dichter. Einen wahrhaft natürlichen und herzerquickenden Ton schlug mitten in dieser Afterlyrik Christian Günther an. Er wies uns ein halb Jahrhundert vor Göthes Auftreten mit einem Male die Bahn, die die deutsche Lyrik hätte wandeln sollen.

Aber in Frankreich hatte sich jetzt eine Litteratur erhoben, die mit der zunehmenden Macht der französischen Könige mehr und mehr Einfluss in den Nachbarländern, so auch in Deutschland gewann. Canitz in Berlin und Gottsched in Leipzig wurden die Vorkämpfer des französischen Klassicismus. Den italienischen Einfluss löste jetzt der französische ab, auf den Schwulst folgte die Nüchternheit. Nach wie vor blieb die Dichtung in der Hand der Gelehrten und noch immer suchte Gottsched, wie sein Vorgänger Opitz, aus gelehrter Kunst und nicht aus dem deutschen Volksleben und Volksgemüt heraus die neue deutsche Dichtung zu schaffen. Alles Volkstümliche drohte jetzt von der Übermacht der französischen Renaissance erstickt zu werden, es suchte daher instinktiv eine andere Volkslitteratur, die sich vor dem französischen Einfluss siegreich erhalten hatte, und fand diese in England.

Diese Verbindung wurde noch durch das gemeinsame germanische Naturell beider Völker, der Engländer und der Deutschen, desto enger und inniger. — Das ist die Strömung, die aus dem deutschen Volke selbst empor kam und mit englischen Einflüssen gestärkt, den französischen Klassicismus stürzte, auf langen wechselvollen oft irrigen Pfaden mehr und mehr sich kräftigte und endlich so eine neue Zeit nationaler klassischer Litteratur unter der Führerschaft Göthes uns brachte. Freilich kam eins hier dazu, was das deutsche Gemüt am schönsten kräftigte und veredelte: der frische, nationale Zug, der durch die Kriege Friedrichs des Grossen in das deutsche Volksleben einzog. Trotz seiner grenzenlosen Verkennung deutschen Geistes wurde dieser Mann nicht nur in politischer, sondern auch in geistiger Hinsicht der Befreier der Deutschen. Er tilgte die letzten Schatten des dreissigjährigen Krieges aus dem deutschen Gemüt; Süd- und Norddeutschland jubelten ihm zu und fühlten sich endlich wieder als eines Stammes: er lenkte den Blick der Nation auf die mannhafte Vorzeit, die im „Götz" voll Begeisterung den Deutschen emporgezaubert ward. 1740 bestieg dieser Mann den Thron und in demselben Jahre beginnt der Kampf deutschen Gemütes und Geistes gegen die Renaissance. Man war der platten Aufklärung in der Poesie satt. Die Klarheit und Eleganz als Hauptforderungen, die Belehrung als Hauptzweck der Poesie, diese Lehrsätze Gottscheds und der Franzosen, hielten nicht mehr Stich. Es drängte endlich das deutsche Gemüt, ernstlich den Urquell aller wahren Poesie zu entdecken. Und zunächst glaubte man diesen Born in der Phantasie gefunden zu haben und als höchste Stufe alles Darstellbaren galt das Wunderbare. Homer, Milton, die Engländer überhaupt rief man als Zeugen der neuen Lehre auf. So die Schweizer: Bodmer und Breitinger, von denen der Kampf ausging.

Bald schaarten sich neue Mitkämpfer dazu; zunächst die zwei halleschen Dichterschulen: Die ältere unter Pyra

und Lange, die jüngere unter Gleim, Uz, Göz. Die ältere hatte sich ebenso sehr von den Wasserpoeten Weisescher Art, wie von den nüchternen, aufklärerischen Bestrebungen Gottscheds abgestossen gefühlt und suchte tieferen, gemütvolleren Gehalt in Milton und Bibel. Wie die Schweizer gingen auch sie darauf aus, religiös alttestamentlichen Inhalt mit der klassischen Form des Horaz und Homer zu vermählen: eine Richtung, die endgültig erst Klopstock abschloss.

Die jüngere Schule: Gleim, Uz, Göz, die durch Pyra bewogen, im Gegensatz zu Gottsched ebenfalls zur antiken, reimlosen Form und zwar zu dem bequemeren Versmass des Anakreon hingriff, stand insofern auch im Kampfe gegen Gottsched, entfernte sich aber doch von der religiösen, gefühlstiefen Richtung der Schweizer und suchte ein neues Lebensideal in ihrer Poesie darzustellen, abweichend zwar von den Weiseschen Liedern, andererseits aber noch sehr an die Schäferpoesie des vorigen, siebzehnten Jahrhunderts erinnernd.

So begann, als Gottsched gemeinsam aus dem Felde geschlagen war, schon eine neue Spaltung, eine ernstreligiöse, und eine weltlich-anakreontische Richtung, in der neu aufblühenden deutschen Litteratur einzureissen. Beide Richtungen lagen zwar tief im Wesen norddeutscher und süddeutsch-schweizerischer Kultur und Geschichte begründet, und nur ein genialer Dichterfürst, der von Natur mit dem glücklichsten Temperament beschenkt, in der passendsten Gegend des mittleren Deutschland geboren, so alle Gegensätze des Gefühls und des Lebens in sich trug, konnte beide Richtungen endgültig verschmelzen und zum Schönsten vollenden. Alle diese Forderungen wurden in Göthe erfüllt.

Hier im nördlichen Deutschland grosse Städte, deren Weltverkehr freie Weltauffassung, Toleranz in Religionssachen und heiteren Lebesinn mit sich führte, — in südlichen Deutschland und in der Schweiz mehr Isolierung,

wenig Verkehr mit fremden Nationen, strengere Abgrenzung, engere Verquickung der Religion mit dem Leben, daher streng moralischer Lebenswandel und ernste oft düstere Lebensansichten. Und so entsprang im Norden eine muntere Kuss- und Trinkpoesie, daneben poetische Gebete und geistliche Lieder, im Süden ernste didaktische Gedichte, schwermütige Oden und Patriarchaden. Beide Richtungen waren schon vor dem Kampfe mit Gottsched durch Haller im Süden, Hagedorn im Norden vertreten worden, ohne sich jedoch feindlich zu berühren.

Hagedorn setzt in seiner Lyrik die ältere volkstümelnde Richtung der Leipziger Dichter (Finkelthaus, Brehme) und Weises fort, aber viel veredelter und formvollendeter, auch gemeinverständlicher. Zufriedenheit, behagliche Lebensheiterkeit gelten ihm als höchstes Glück. Wein und Liebe wird er nicht müde zu preisen, oft im ländlichen Hirtencostüm wie die Leipziger Schäfer; eine sanfte freundliche Natur, ein Landschaftsbild dient ihm gern als Hintergrund. In Leipzig, dessen weltstädtisches Wesen, buntes, vielbewegtes Leben, reiche Industrie, auch ländliche Umgebung und Naturcharakter Hamburg am nächsten kamen, hatte er seine Vorgänger gefunden und fand er seine Nachfolger. Gellert war der litterarische Tonangeber an der Universität. Den freien, fliessenden Versbau, die Grazie in seinen Fabeln und Erzählungen hatte er von Hagedorn gelernt. Auch ihm schien eine heitere Lebenslust das schönste Glück für die Menschen auszumachen. Er schrieb Schäferspiele, deren Idyllen, Charaktere, Motive gar sehr an die alten Leipziger Dichter erinnerten. —

Eine ganze Reihe tüchtiger Männer bildete seine Schule: Ebert, Schmidt, die Brüder Schlegel, Cramer, Giesecke, Zachariä, zu denen sich nun von Halle aus die oben erwähnten Gleim, Uz, Götz gesellten, Horaz und Anakreon waren ihre Leitsterne für ein glückliches, heiteres Leben. Sie sangen Freundschaft und Liebe unter Rosen

und Wein. Ihre Mädchen wurden zu Schäferinnen, sie selbst zu Schäfern. Sie träumten von einem paradiesischen Leben, das in einem Hüttenideal culminierte. Alle diese Dichter heissen Anakreontiker. — Dasselbe Thema ländlicher Unschuld und Einfalt variierte Weise tausendfach auf dem Theater, indem er französische Vorbilder frei bearbeitete und sie für den deutschen Schäfergeschmack zurecht schnitt. Grade in den Jahren 1760—1770, in denen Göthe als ein „Schäfer an der Pleisse“ (D. u. W. II p. 62) seine Liebe besang, beherrschten Weises Operetten und Lustspiele ununterbrochen das Leipziger Theaterrepertoire. Besonders wurden die leichten, volkstümlichen Liederchen, die er in seine Operetten einlegte, von Hiller componiert, überall gesungen und liessen auch bei Göthe unleugbare Spuren zurück. Es feierte das deutsche Volkslied in diesen kleinen Liederchen gewissermassen schon eine Art Auferstehung.

Und doch konnte diese im Grossen und Ganzen unwahre, künstliche Naivität und Grazie des Kleinen in der deutschen Lyrik nicht lange anhalten. Man war zuerst von der richtigen Erkenntnis ausgegangen, dass Gemüt und Gefühl in der Poesie fehle, war aber wiederum auf falsche Bahnen gelangt, und war zwar nicht mit Gottsched in Nüchternheit und Wasserklarheit, wohl aber in Tändelei und grazienhafte Kleinlichkeit gefallen. Da schien von anderer Seite Hülfe der deutschen Dichtung zu kommen: es schien sich in einem wahrhaft grossen, geborenen Dichter eine grosse, starke Gefühlspoesie aufbauen zu wollen. Ich meine Klopstock. In Klopstock tritt uns der erste von jenen bedeutenden Schöpfern unsrer neuen Litteratur entgegen, denen die Dichtkunst nicht wie bisher als Tändelei und Spielerei galt, sondern denen sie das Lebensziel war; die Dichtung entsprang bei ihnen nicht aus Künstelei, sondern aus ursprünglich genialer Beanlagung; der Dichter erwies sich auch im Leben als Dichter, nemlich als eine schöne harmonisch ausgebildete Persönlichkeit. Grosse Gedanken, gewaltige Gefühle durch-

fluten Klopstocks Poesie: Religion, Vaterland, Liebe und Freundschaft. Religiöse und sittliche Neugestaltung der Menschheit ist das Endziel aller seiner Dichtung. Anakreontikern und Schweizern, beiden Richtungen, schien er der wahre Dichtermessias zu sein. Wie jene besang er die Liebe, Freundschaft und den Wein, lebte er das herrliche Leben voll Freude, wie dieser feierte er Religion, Glauben und Vaterland: aber wahrer, inniger, genialer, machtvoller als beide. Das Dichterideal, das seit Pyra und Lange in den deutschen Herzen lebte, schien in ihm verkörpert zu sein. — Und so richtig und mächtig die ersten Töne seiner Dichtkunst die neu erwachende Poesie verkündeten, so herrlich die Religion in dem Epos, das Vaterland und die Liebe in der Ode besungen ward: Klopstock blieb stehen auf halbem Weg: der Mann kam nicht über den Jüngling hinaus, ja die nationale Dichtung, die sich in ihm so glänzend anzukündigen schien, erlosch bald wieder wie ein Meteor in der Ferne. Nicht Friedrich der Grosse, nicht die Gegenwart und ihre grossen Thaten, sondern Heinrich der Erste, der Cherusker Arminius und nordische Mythengestalten wurden gefeiert. Und so begann mit Klopstock das unglückselige „Bardengebrüll" in der deutschen Litteratur. Eine Entwicklung deutscher Lyrik, die ebenso trostlos, öde und unwahr auslief wie die Anakreontik.

Aber die Morgenröte der neuen Zeit war angebrochen und man suchte unermüdlich nach dem Quell wahrer Poesie weiter. Wieland, zuerst den Schweizern verbündet, den Kopf voll geistlicher Poeme und Patriarchaden, sprang bald ins Entgegengesetzte um: aus dem wütenden Feind der Anakreontik wurde er selbst zum Epikuräer. In französisch-griechischer Genussphilosophie fand er sein Ideal. Aber nicht erlogene Menschen, wie es die Schäfer und Schäferinnen der Anakreontiker waren, sondern wie Shakspeare suchte er wahre Charaktere, wahre Leidenschaften darzustellen, denen er seine Liebes- und

Lebensgeschichte eindichtete. Das ist der grosse Fortschritt, den wir durch Wieland machten: er führte Shakspeare ein, der ein Genius der Sturm- und Drangzeit werden sollte. Wenn aber schon Klopstock nicht all die gährenden Gefühle in der deutschen Jugend zum Ausdruck bringen konnte, vermochte es Wieland noch weniger. Auch Wieland war einseitig, auch Wieland variierte endlos dasselbe Thema. Für Drama und Lyrik leistete er direkt wenig, indirekt mehr durch Grazie und Form, seine Stärke lag mehr im Epischen.

Lessing, der dritte grosse Vorkämpfer der neuen Blütezeit, war vielseitiger, umsichtiger und näher dem Ziel als die beiden andern. Bei ihm finden wir schon den bedeutungsvollen Hinweis auf die Volkspoesie als den Born aller Poesie. Die alte Volkssage von Dr. Faust gedenkt er in einem Drama zu behandeln: anders als Klopstock dient er der nationalen Begeisterung: ein kurzes, wuchtiges Kriegslied der Spartaner besang die Preussen, und Minna von Barnhelm verherrlicht den preussischen Officier; aber er lenkt den Blick vom Patriotismus zum allgemeinen Menschentum hinaus: Die Griechen scheinen ihm die wahrhaften Träger desselben zu sein. Laokoon weist nicht blos auf die reinen griechischen Formen zurück, sondern auch auf die edle Einfalt und stille Grösse der Antike. — Aber Lessings Leben hätte dreimal so lang sein müssen, seine Schaffenskraft dreifach so stark, um alle die Ansätze und Keime, — und wir finden bereits alle Keime unserer erblühenden Litteratur in Lessing vereinigt — auszubilden, zu gestalten und zu reifen. Es waren nur Fundamente, die er legte; Einiges höher, Anderes tiefer, Anderes kaum über den Anfang hinaus. Und waren auch die neuen Bahnen der deutschen Litteratur durch Lessing ein für allemal klar gelegt, so fehlten doch noch die Geister, die die deutsche Lyrik zur höchsten Vollendung, zum wiedergeborenen, veredelten Volkslied, — die das Drama zur

höchsten Blüte, zur Vermählung moderner und antiker Geisteselemente brachten. Lessings gerade, männlich harte, ernste Natur hatte ihre Hauptkraft auf die Läuterung brauchbarer und Vernichtung unbrauchbarer, schädlicher Elemente verwendet, doch war er nicht der Mann, voll jugendlicher Begeisterung dem deutschen Volk die wahren Quellen aller Dichtung zu zeigen; für das Drama hatte er mehr, für die Lyrik nichts geleistet.

Klopstock, Wieland, Lessing erreichten alle drei nicht, was sie sich vorgesetzt hatten, erfüllten alle drei nicht, was sie versprachen. Die Gefühlsüberschwenglichkeit Klopstocks, die einseitige Glückseligkeitslehre Wielands, der allzuscharfe, reflektierende Geist Lessings konnte die Gährung in den deutschen Gemütern nur steigern, nicht klären.

Man kam zu der Einsicht, dass es an dem beengten, drückendem Leben, an der Einseitigkeit und Dürftigkeit gesellschaftlicher Zustände, an der Despotie der vielen kleinen deutschen Staaten, an dem Mangel eines einheitlichen grossen deutschen Vaterlandes lag, dass man das poetische Ideal, welches man träumte, nicht erreichte! Diese Unzufriedenheit und Schwermut wurde durch die Bilder alter schöner Zeiten, wie die der Griechen und der Germanen, und von England her durch sentimental elegische Dichter wie Young, Goldsmith, Gray, Ossian verstärkt. Man sehnte sich weg aus dieser verdorbenen Welt zurück zur Ursprünglichkeit, zur Natur. Da war es Rousseaus Naturevangelium, was der deutschen Jugend Richtung, Ziel, Gehalt und Gestalt ihrer Ahnungen gab: Wiedergeburt, Verjüngung, Natur und Ursprünglichkeit des Herzens! Volle freie Entfaltung der ganzen menschlichen Natur, harmonisch freies Menschentum. Was Rousseau für den Staat aufstellte, stellte Herder für die Dichtung auf: Rückkehr zur Natur, zur Ursprünglichkeit, zum Borne aller Poesie! Und sofort ging er ans Werk, dem Ursprung alles menschlichen Daseins und Schaffens nachzuspüren, und

alle Poesie, Religion und Geschichte zu dieser Quelle zurückzulenken. Schon Hamann war zur ältesten Poesie des Menschengeschlechtes zurückgekehrt und wies im alten Testamente die Elemente höchster und vollendetster Dichtung nach und sprach es aus, dass die Poesie die Muttersprache aller Völker und dass die Poesie das erste Bedürfnis des menschlichen Geistes sei. Herder stieg tiefer in die Erkenntnis: er wies in der Poesie den Kern aller Religion, Philosophie und Geschichte nach, aller Völker, aller Zeiten! Und so nährte Herders Universalismus den deutschen Geist mit dem Geiste der Orientalen, Griechen und Romanen, tausend neue Keime streute er ein. Was Klopstock, Lessing und Wieland mehr oder minder einseitig, bald zu gefühlsvoll, bald zu reflektierend betonten, führte er durch sein gesundes, frisches Gefühl fűs alles Natürliche und Urwüchsige in den deutschen Geist ein. Und so ist Herder speziell für die neue deutsche Lyrik der Wegweiser, der Bahnbrecher zur höchsten Vollendung geworden. Nur durch Herders Einfluss können wir den Unterschied zwischen dem Leipziger und Strassburger Göthe, zwischen einem Leipziger Gedicht wie z. B. „Unbeständigkeit“ und einem Strassburger wie „Heidenröslein“ verstehen. — Die Gefühlsüberschwenglichkeit Klopstocks, das anakreontische Getändel oder das Bardengeschrei verwirrte seinen Blick nicht, unbeirrt strebte er nach dem Urgrund aller Poesie, und er fand ihn in der Volkspoesie. Und weiter deckte er den Charakter dieser Volkspoesie auf, und wies bei Orientalen, wie bei Schotten, bei Griechen und Romanen, die grosse ursprüngliche Naturanschauung und naive Verknüpfung des Herzens mit der Natur nach. Das war der Jungbrunnen aller Poesie: das innige Gefühl mit, für und in der Natur!

Aber Herder war nur berufen, diesen Quell der wahren Poesie aufzudecken! Noch fehlte der Genius, der Alles in sich vereinte und zur harmonischen Entwicklung und Dar-

stellung brachte, was Herder selbst nicht zu leisten vermochte. Der Dichter fehlte, der durch Herder gleichsam wie aus einem Zauberschlafe erweckt, im Leben dichtete, im Dichten lebte; der da sang, wie er fühlte: fühlte, wie er sang; dem der Born aller Volkspoesie: Wahrheit und Natürlichkeit am vollsten und kräftigsten im eignen Busen sprudelte und wie das Volk sich einfach und glücklich fühlte und so seine Lieder sang. Der Dichter war Johann Wolfgang Göthe. Hier war erfüllt, was seit dreihundert Jahren der deutsche Geist ahnte und glühend ersehnte, wovon die deutsche Jugend stärker und immer stärker geträumt hatte und was seit den letzten fünfzig Jahren fieberhaft bald hierhin bald dorthin, aber immer mehr oder weniger auf einseitig falsche Bahnen den Drang gelenkt hatte. In Göthe enden allmählich alle diese Ströme deutschen Fühlens und Denkens: eine neue Blüte deutscher Literatur zu schaffen. In Göthe treffen wir wieder Klopstocks grosse starke Gefühlspoesie in der Liebe (Werther) und in der Verherrlichung des Vaterlandes (Götz); Wielands Glückseligkeitslehre und Grazie in ihrer höchsten Vollendung (Wilhelm Meister); Lessing's Begeisterung für die edle Einfalt und stille Grösse der Antike (Iphigenie): Herders Volks- und Naturpoesie in schönster Wiedergeburt (Lyrik).

Dieses grossartige Schauspiel, diesen endlichen Erretter und Messias der deutschen Poesie in seiner Entwicklung darzustellen ist bisher noch keinem gelungen und wird wohl kaum je gelingen. Es bleibt ein unlösbares Etwas zurück, was der Genius tief in sich selbst verschliesst und keinem offenbart, weil er es keinem offenbaren kann. Aber dennoch nachzuspüren, nachzufühlen, so weit es Menschenkräfte gestatten, scheint erlaubt, ja geboten, da es doppelten Gewinn hat: ihn und durch ihn uns zu klären und verstehen zu lernen. Ich habe es versucht, in dieser Abhandlung zunächst die Lyrik Göthes in ihren ersten Anfängen,

in ihren Lernjahren, darzustellen, und habe zu zeigen versucht, wie der wundersame Process: mehr und mehr allen Gehalt deutschen Fühlens und Denkens in sich aufzunehmen, zu verarbeiten, neu zu gestalten, dann herrlich zu entfalten hier seine ersten Früchte zeitigt. – Freilich wird man, wie es bei derartigen Arbeiten zu geschehen pflegt, wenn sie einen wissenschaftlich forschenden Charakter tragen, auch hier oft ins Einzelne und scheinbar Allzukleinliche geführt, aber ich hoffe, nicht allzuoft den straffen Faden der Entwicklung, die grossen leitenden Ideen und Gesichtspunkte, den Überblick über das Ganze verloren zu haben.

A. Lernjahre der Jugendlyrik.

I. Die Leipzig-Frankfurter Periode (1765-1770).

A. Leipzig.

Einleitung.

Michaelis 1765 bezog Göthe die Universität Leipzig, soeben 16 Jahre alt, mit der Absicht sich den schönen Wissenschaften zu widmen. Ihm erschien es als das höchste Ziel ein Dichter zu werden, wie sehr auch Vater, Lehrer und väterliche Freunde ihn in die juristische Laufbahn zwingen wollten, und wie wenig auch der Zustand unserer damaligen Litteratur und das äussere Leben ermutigend entgegen kamen. Leipzig war, wie ich oben darstellte, ein Vorort der norddeutschen Poesie, der Sitz Gellerts und seiner und Hagedorns Schüler, der Anakreontiker. Die neuen tiefen Strömungen, die von Klopstock und Wieland ausgingen, waren in Leipzig wenig oder gar nicht zu Tage getreten.

Auch dem jungen Studenten schien die Dichtung der Leipziger am nächsten zu stehen: schon in Frankfurt las er mit Vorliebe Vergil; Ovid war seine Lieblingslektüre. Wie Weisse hatte er ein Stück nach französischem Muster zu entwerfen gesucht. Als Knabe ergötzte ihn wohl Klopstocks Messias, aber begeistert fühlte er sich nicht. Geistliche Oden wie Elias Schlegel, oder wie Kleist beschreibende Gedichte zu machen, galt ihm als wahre Poesie. Gellert schätzte er über Alles; Weisses Opern und Tragödien als das Beste, was man auf dem Theater hören konnte. Er trug sich mit mancherlei Plänen, aber Alles

im damaligen Geschmack mittelmässiger Dichter. Ohne Auswahl, ohne Kritik las er Alles, fühlte er sich von Allem angezogen, aber wir sehen schon früh die Eigenheit in ihm, sich des Einflusses des Gelesenen durch eigene Produktion zu erwehren; hier offenbart sich klar der Charakter eines echten Dichters: selbst zu schaffen und sich so von der Macht des Gefühls zu befreien. — Äussere Ereignisse der Welt spornten ihn wenig an, selbst die Siege Friedrichs des Grossen liessen ihn kalt. Er wuchs ohne Geselligkeit im väterlichen Hause auf und so fehlte ihm der Sinn für alles Gemeinsame, für die Bestrebungen der Massen, für die Nation. Auf einsamen Spaziergängen hatte er andrerseits gelernt, sein eigenes Herz zu beobachten, sich mit sich selbst zu unterhalten, und all seine Dichtungskraft auf des eigenen Herzens Zustände und Gefühle zu lenken. Und so sehen wir diese Einsamkeit gewissermassen als ein gütiges Geschick an, das gleich in frühester Jugend das in dem Dichter erweckte, was ihn zum grössten aller deutschen Dichter machen sollte: abgeschlossen von der Aussenwelt, fast abgeschlossen von den grossen modernen Strömungen der Litteratur nährte er einzig und allein den Grundzug seines Wesens: sich zu belauschen, sich zu verstehen. Er legte so den Kern zu seinem ganzen Leben und Dichten: den Widerstreit des Menschen mit sich selbst und aus ihm heraus das tiefste Seelenleben reiner und gebildeter Menschlichkeit zu entwickeln. So brachte unser Dichter das Ein und Alles für einen wahren Lyriker nach Leipzig mit.

Neigte er sich aber schon in Frankfurt den veralteten Dichtern zu, so musste ihn Leipzig, das Centrum dieser veralteten Litteratur, erst recht darin festhalten. Er nahm sich Weisses „Befreiung von Theben“ zum Vorbild und schrieb ein Trauerspiel „Belsazar“ in fünffüssigen Jamben; ein ganzer Quartband Oden wurde fertig gestellt und leichtere Anakreontika in Hagedornschem Stile verfasst. Doch des Dichters stärkeres Innenleben fühlte

bald Misbehagen im Gewande dieser hohlen Dichtung. In Gellert, den er in Frankfurt zu den höchsten Dichtern zählte, fand er sich enttäuscht: teils durch den persönlichen Verkehr, da er keiner Teilnahme Gellerts in seinen poetischen Versuchen begegnete, teils durch die Gattin des Professors Böhme, die ihm öfters die Hohlheit und Leerheit der Gedichte dieses Mannes und seines Gefolges nachwies (D. u. W. S. 48 ed. Loeper). So liess er Gellert fahren, und damit empfand er auch die Kälte und Oberflächlichkeit alles dessen, was er selbst bisher in diesem Geschmacke gedichtet hatte. Der Leipziger Professor Clodius, dem er nun seine Gedichte vorlegte, tadelte die Einführung alter Götternamen und Göttergestalten als nichtige, kalte Spielereien: Alles Bemerkungen des Äusserlichen! Göthe sah zwar die Richtigkeit dieser Bemerkungen ein, aber bessere Wege waren ihm nicht gezeigt worden; er fühlte die gräuliche Gehaltarmut der Zeitpoesie bei diesen Dichtern wie bei sich heraus, ohne doch schon Mittel und Wege einer neuen Darstellung in sich zu finden.

Er wurde unsicher, unglücklich, verzweifelte fast an sich und seiner Dichternatur, verbrannte sämmtliche Poesieen, die er bisher gedichtet hatte. Seine unglückselige Stimmung schildert der Brief vom 28. April 1766 an Riese:

— — da sah ich erst, dass mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt u. s. v.

Doch der poetische Drang liess ihn nicht los, und so suchte er einen neuen Charakter seiner Dichtkunst zu gewinnen. Hatte er bisher in langathmiger Patriarchaden, Weisseschen Trauerspielen, hochtönenden, bombastischen Oden sich zu genügen versucht und in diese falschen Formen sein Innenleben gegossen, so griff er jetzt direkt in das menschliche Herz hinein, reflektierte über seine

Neigungen und Wandelbarkeiten, ging von bestimmten Anlässen aus, alles das kleidete er in kleine Lieder, die das, was sein Herz erregte oder quälte, enthielten und so ihn davon befreiten. Die Lyrik und ihre Formen waren die seinen Anlagen und seiner Entwicklungsstufe entsprendste Art aller Poesie. Aber auch hier folgte er mehr oder minder matten Vorbildern. Weisses Lieder und Operetten, und die Gedichte der Anakreontiker: Hagedorn, Gleim, Uz, Götz bilden seine Wegweiser. Reflexion, erkünstelte Naivität treten hier wie dort auf. Eine gewisse Altklugheit kennzeichnet den Dichter in dieser neuen Periode. In Gedichten wie „Kinderverstand“, „Liebe und Tugend“, „Wunsch eines jungen Mädchens“ u. a. herrscht eine ältliche, ideallose, laxe Lebensstimmung vor: Mädchenunschuld ist ihm ein Hauch, Mädchentreue ein Eigensinn, ja, der Unbeständigkeit der Liebe wird zuletzt das Wort geredet. Doch darum braucht der Grundton dieser Poesie nicht unwahr zu sein. Es ist Alles erlebt, gefühlt worden und wir dürfen umgekehrt aus diesen Gedichten auf des Dichters Leben schliessen: das galante, abgeschliffene, grossstädtische Wesen Leipzigs, der Verkehr mit leichtsinniger Gesellschaft, des Dichters eigene unglückselige Weltauffassung spiegeln sich getreu in ihnen ab.

Einen Fortschritt bemerken wir erst in den Liederchen, die der leidenschaftlichen Liebe zu Annetten entsprangen: hier sucht der Dichter die Natur in seinem Leid und seiner Lust! hier begegnen wir den ersten schönen, wunderbar empfundenen Naturbildern, hier bewundern wir zuerst die Kunst des echten Lyrikers, die eigene Stimmung mit der Natur zu verweben. Sind auch Motive und Sprachschatz bisweilen der Anakreontik, der Leipziger Poesie, entlehnt, so haben wir doch überall den Eindruck des Erlebten, nirgends erlogene Poesie, wie sie den Anakreontikern eigen, stets sind es Empfindungen, die in der That des Dichters Herz bewegten, wie die gleichzeitigen Briefe Göthes beweisen. Diese Richtung auf das Gemeinwirkliche

gab seiner Lyrik den Lebenskern, das Individuelle! und verlieh ihr eine grössere und reinere Tiefe als alle die unwahren Veredelungen, die damals Mode waren, und schützte sie andrerseits vor der Gefühlsüberschwenglichkeit und Phantastik, die Klopstock beherrschten. So kündigt der Jüngling, ohne dass er es ahnt, den neuen Frühling deutscher Lyrik an, indem er einfach wie das Volk aus seiner Brust die Lieder sang, die Liebesleid und Liebeslust ihm weckten.

—

Chronologie.

Um der Entwicklung der göthischen Lyrik gleich in ihren Anfängen gerecht werden zu können, muss auf die chronologische Anordnung der vorhandenen Gedichte Rücksicht genommen werden.

Zunächst ist zu beachten, dass die „neuen Lieder“, welche bei Breitkopf im Herbst 1769 erschienen, drei Jahre göthischer Entwicklung umfassen. Sie sind nicht chronologisch geordnet und sind nicht sämmtlich in Leipzig enstanden. Ende August 1768 fuhr Göthe von Leipzig ab, und im Oktober 1769 erschienen sie erst: der Druck hatte sich in die Länge gezogen. Im Februar 1769 verspricht er ihr Erscheinen auf Ostern (Der junge Göthe I 54). Bis dahin hat Göthe seiner Sammlung verschiedene, erst jüngst in Frankfurt entstandene Gedichte hinzugefügt. Wir haben also Leipziger und Frankfurter Gedichte in diesen neuen Liedern zu unterscheiden, und diese Unterscheidung scheint mir nach Göthes eigenen Worten (D. u. W. II 125 ed. Loeper)

gerechtfertigt: „Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfasst hatte, schon zu gering, und sie schienen mir kalt, trocken und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich.“ —

Neun Nummern der Sammlung sind sicher in Leipzig entstanden (11, 7, 13, 3, 5, 4, 12, 6, 10), da sie sich in dem handschriftlichen Liederbuch schon befinden, das der Dichter bei seinem Abgange aus Leipzig Friederiken Oeser schenkte. Ferner sind die Nummern 9, 8, 2, 15, 17 ebenfalls in Leipzig entstanden, wie ich weiter unten nachweisen werde.

Die Leipziger Gedichte lassen sich in drei Gruppen einteilen.

Die erste Gruppe, der Zeit nach die älteste, umfasst die Gedichte sittlicher Sinnlichkeit, wie sie Göthe benennt; kleine Liederchen, welche die wechselnden Regungen des menschlichen Herzens belauschen. Ich rechne hierzu:

1. Das Schreien. (IV).
2. Amors Grab. (XI).
3. Wunsch eines jungen Mädchens. (VII).
4. Kinderverstand. (IX).
5. Liebe und Tugend. (XII).

Die Nummern 1, 2, 3, 5 sind schon in dem handschriftlichen Liederbuch Friederike Oeser's enthalten. No. 4, für dessen Entstehung in Leipzig ich keine direkten Belegstellen anführen kann, ist aus innern Gründen der Leipziger Periode zuzuschreiben: erstens kann die Schilderung der Stadtmamsell (Strophe 2) sich nicht auf die spröde weibliche Frankfurter Jugend beziehen (D. j. G. I, 30, 31), zweitens stellen die operetten-coupletartige Form und die Ähnlichkeit des Inhalts dies Gedicht in dieselbe Zeit mit dem Leipziger Gedicht „Wunsch eines jungen Mädchens“.

Die zweite Gruppe der leipziger Gedichte bildet die Ode an Zachariä und die 3 Oden an Behrisch. — Zachariä, der Dichter des „Rennomisten“ hielt sich zur Ostermesse

1767 einige Wochen in Leipzig auf. Kurz nach seiner Abreise dichtete Göthe diese Ode. Die 3 Oden an Behrisch fallen auch ins Jahr 1767, nachdem Behrisch schon im Herbste 1766 Leipzig verlassen hatte. Göthe schickte sie aber erst mit dem letzten Briefe vom Mai 1768 an Behrisch. Sie befinden sich unter den sieben Gedichten, deren Originale noch den Briefen beiliegen. Es sind dies ausser den 3 Oden „Die Nacht“, „An Venus“, „Der Schmetterling“, „Der wahre Genuss“ (Göthe-Jahrbuch VII, 118, 147).

Die dritte Gruppe endlich umfasst die Lieder an Kätchen oder Annette Schönkopf. Göthe hatte Annetten im April 1766 kennen gelernt (vgl. Brief an Behrisch vom 26. April 1768: „Es sind heute zwei Jahre, dass ich ihr zum ersten Mal sagte, dass ich sie liebte“). Im Herbst und Winter 1766/7 war das Verhältnis am innigsten. Seit dem Frühjahr 1767 begannen es Göthe und auch wohl Annette durch Launen und Eifersüchteleien zu trüben, vgl. den Brief an Behrisch v. 20. Nov. 1767: „Eine Eifersucht, die oft bis zur Wut geht, ein Argwohn, ein Neid, der bis dahin geht, dass sie nicht erfahren darf, dass ich eine Hand geküsst habe, macht sie und mich elend.“ — Der Dichter sucht Ersatz bei anderen Mädchen (vgl. den Brief an Behrisch v. 7. Nov. 1767 Jetty und Fritzchen). So geht es fort bis zum März 1768 (vgl. den Brief an Behrisch: „Wir lieben einander mehr denn jemals, ob wir einander gleich selten sehen. — Ich bin elender als zuvor, ich fühle, dass die Liebe sich selbst in der Abwesenheit erhalten wird. Ich kann leben ohne sie zu sehen, nie, ohne sie zu lieben.“ — Endlich scheint Annette die Liebe in Freundschaft verwandelt zu haben vgl. den Brief an Behrisch v. 26. April 1768: „Doch nicht ich, ich liebe sie noch so sehr, Gott! so sehr!“ — Dennoch meint er nach dieser schweren Trennung (Herkulesarbeit nennt er es): „Ich kenne nun erst das Leben!“ — In diesem Stadium blieb das Verhältnis, bis Göthe von Leipzig schied.

Ungetrübte, reine Liebe zu Annetten athmen folgende Gedichte:

1. Der wahre Genuss. (II).

Nicht in der Oeserschen Sammlung, aber sicher aus der Leipziger Zeit. Es ist im letzten Brief an Behrisch v. Mai 1768 mitgeschickt, aber schon im Aug. 1767 im Liederbuch „Annette“, gewesen, vgl. G.-J. VII, 116 u. 149.

2. An den Schlaf.

In einem Briefe an seine Schwester v. 15. Mai 1767, vgl. G—J, VII, 63 u. 148; später in das Liederbuch „Annette“ aufgenommen im August 1767, vgl. den Brief an seine Schwester vom août 1767, das 12 Lieder enthielt (darunter: Elegie Ziblis, Lyda, Pygmalion).

3. Das Hochzeitlied. (VIII).

Nicht in der Oeserschen Sammlung. Friederike besass es in handschriftlicher Abschrift. Schon im Oktober 1767 an Behrisch mitgeteilt, vgl. G.—J. VII, 84, 147.

4. Die Nacht. (III).

In der Oeserschen Sammlung. Im Briefe vom Mai 1768 an Behrisch geschickt als eins seiner neuesten Lieder.

Trübung der Liebe, Verdüsterung und Verstimmung, zuletzt gar Misanthropie zeigt sich in den nächsten Gedichten.

5. Der Schmetterling. (V).

In der Oeserschen Sammlung. Im Briefe vom Mai 1768 an Behrisch als eins der neusten Lieder bezeichnet.

6. An Venus.

In der Oeserschen Sammlung. Ebenfalls im Briefe an Behrisch vom Mai 1768 als neuestes Produkt mitgeschickt.

7. Das Glück. (VI).

In der Oeserschen Sammlung.

8. Die Freuden. (X).

In der Oeserschen Sammlung.

9. Unbeständigkeit. (XIII).

In der Oeserschen Sammlung.

10. Der Misanthrop. (XV).

11. Die Liebe wider Willen. (XVII).

Diese beiden nicht in der Oeserschen Sammlung, aber wohl gleichfalls in Leipzig entstanden. Göthe mochte wohl mit solchen Selbstbekenntnissen seiner leipziger Freundin nicht zum Gespötte dienen, er teilte ihr daher diese Gedichte nicht mit. Sie zeigen die verdriessliche, misanthropische Stimmung, die Göthe damals in Leipzig selbst in munterster Gesellschaft öfter befiel, teils aus körperlichem Unbehagen, teils aus unglücklicher Liebe. Die Ansicht, die Minor und Sauer in ihren Studien zur Göthe-Philologie S. 5 zu vertreten scheinen, dass diese zwei Lieder auch nach der Verlobung Kätchens (im Sommer 1769) entstanden sein könnten, als Göthes Lieder ebenso verdriesslich und übel gestellt waren als sein Kopf (D. j. G. I, 71) ist nicht haltbar, denn die Gedichte kommen schon Oktober 1769 in Druck heraus, waren bereits Ostern 1769 versprochen, also nach Leipzig abgesandt worden.

Nach Frankfurt würden nun folgende „neue Lieder" fallen.

1. Die Reliquie. (XVI).
2. Das Glück der Liebe. (XVIII).
3. An den Mond. (XIX).

Der Dichter ist fern von der Geliebten. Die Stimmung erscheint durch Zeit und Ferne elegisch und veredelt. Übrigens fehlen die Lieder in der Oeserschen Sammlung, wie auch die folgenden.

4. An die Unschuld. (XIV).

Wohl im Nov. od. Dec. 1768 gedichtet, vgl. Göthes Brief an Friederike und Professor Oeser v. Nov. 1768:

Denn will sich einer nicht bequemen
Des Grandisons ergebner Knecht
zu sein —

und: desswegen sind alte Meerwunder: Grandison, Eugenie etc. hier (bei den Frankfurter Damen) in grossem Ansehn. (D. j. G. I, 31 u. 38). Auch Kornelia Göthe las Grandison mit Vorliebe.

5. Neujahrslied. (I).

Im Dec 1768 für das neue Jahr 1769 gedichtet als Zeugnis für die Freunde des Dichters, dass er noch lebe (D. j. G. I 40).

6. Zueignung (XX).

In Frankfurt, in der Ferne enstanden, vgl. Strophe 2 „Der Dichter blinzt von ferne zu"; und zwar nach dem Neujahrsliede, vielleicht im Frühling 1769. Denn die Anspielung auf das „arme Füchslein" finden wir in damaligen Briefstellen öfters, vgl. den Brief an Kätchen v. 1. Juni 1769 „Das arme Füchslein!" und vom Sommer 1769: „Nun, nun, das arme Füchslein wird sich nach und nach erholen!"

Zu diesen Liedern in Frankfurt rechnen wir noch ein anderes Schlussgedicht für den ganzen Liedercyklus an Annetten, nemlich

7. Am Flusse.

Göthe schreibt an Schiller am 30. Juni 1798: „Hierbei das älteste, was mir von Gedichten übrig geblieben ist. Völlig dreissig Jahre alt."

I. Gruppe.

(Sittliche Sinnlichkeit).

1. Das Schreien. (IV).

Die Motive, dass man den Kuss dem Mädchen rauben muss, und dass das Mädchen schreit, doch nicht allzulaut, sind anakreontisch*) vgl. Cronegk Schriften II, 276/7. „Der Eigensinn".

*) Minor-Sauer 27.

3. Wenn man Philinen küssen will,
So schreit sie, niemals hält sie still,
Und schwört, sie will die Küsse meiden.

Aus Pfeffels poetischen Versuchen 1761 und Götz und anderen Anakreontikern liessen sich noch mehr Belegstellen herbeiziehen. Das Vorbild aber, dem Göthe speziell folgte, ist in Weisses „Kuss“ zu suchen, der schon 1758 in der ersten Ausgabe der „scherzhaften Lieder“ gedruckt war.

1. Ich war bei Chloen ganz allein
Und küssen wollt ich sie:
Jedoch, sie sprach, sie würde schrein,
Es sei vergebne Müh!

2. Ich wagt' es doch und küsste sie
Trotz ihrer Gegenwehr.
Und schrie sie nicht? Ja wohl, sie schrie —
Doch lange hinterher.

Göthes Gedicht ist wohl direkt nach Weisse, und nicht nach dem Italienischen, wie die Überschrift besagt. Das italienische Vorbild ist vielleicht eine Operette Weissens, die diesen Stoff behandelte.

Das Metrum, die Chevy-chase Strophe, wurde nach Gleims Grenadierliedern, auch von anderen Anakreontikern mit Vorliebe, und so auch von Weisse und von Göthe benutzt.

Bemerkenswert ist, dass Göthe in seinem Gedicht keine Schäfernamen wie Chloe, Phyllis, Philine u. s. w. hat, sondern die Geliebte „mein Mädchen“ nennt. Dies wirkt anschaulicher und natürlicher als jene typischen Flitternamen.

---

2. Amors Grab. (XI).

Der Gedanke, dass Amor, wenn er nicht gefürchtet wird, gefährlich ist, tritt bei den Anakreontikern oft auf. Weisse's: Kupido (I, 121) und die Pfeile Amors (II, 9). Cronegk II. 246: Das warnende Mädchen. Die Gefährlichkeit des schlafenden Amor wird sehr oft behandelt: Cronegk II274 „Der schlafende Amor“ und Uz I 104 „An Galate“, ebenso Gleim I, 367 Amor schlafend. — Auch die schlafende Venus wird als gefährlich geschildert: Lenov Zeitvertreib vor das schöne Geschlechte (Frankfurt 1765):

O Wandrer! wecke ja die schöne Göttin nicht
Du mögtest sonst den Frevel büssen;
Kaum öffnet sie der Augen starkes Licht,
So werden sich die Deinen schliessen! *)

Die Anrede „Mädchen!“ oder „Jüngling“ bei den Anakreontikern beliebt, denn Mädchen und Jünglinge denkt der anakreontische Dichter als sein Publikum.

Ob das Gedicht direkt aus dem Französischen geschöpft ist, ist noch nicht entschieden. Göthe hat es mit dergleichen Überschriften nie genau genommen, so sendet er im September 1781 das Gedicht „Nachtgedanken“ an Frau von Stein mit den Worten: „Wenn Du willst, geb' ichs ins Tiefurter Jurnal und sage, es sei nach dem Griechischen.“

3. Wunsch eines jungen Mädchens. (VII).

Ein junges Mädchen, das einen Mann sich wünscht und die Ehe nur darum sucht, um geehrt zu sein, ist eins der beliebtesten Motive in den damaligen Operetten und Lustspielen, und ist von hier aus auch in die Anakreontik eingedrungen. Cronegk II 256 „Ich weiss nicht was“.

Ich mag nicht mehr mit Puppen spielen
Man kann's nicht sagen, nein, nur fühlen
Es fehlet mir, ich weiss nicht was!

*) vgl. A. f. d. A. VIII 259.

Weisse I 143

Kaum fürchtet sie nicht mehr die Rute
So will sie auch schon einen Mann.

In Weisses Operetten finden wir grössere Ähnlichkeiten mit dem Göthischen Gedicht: so singt in den „verwandelten Weibern" od. „der Teufel ist los" die Schusterfrau Lene Zeckel:

Wie schön, wenn ich, wie grosse Leute
Mich Frau Genaden rufen hör'
Da soll man mich geputzt, wie Bräute
Zu Bällen und Komödien
In einer Kutsche fahren sehn:
Wie herrlich wird das Lenen stehn!

Auch die Sammlung von Kurz „Bernardon: Teutsche Arien etc. enthält ähnliche Gesänge, an die Göthe gewiss anknüpte. So singt Lisette in „der wegen einer Uhr unter guten Freunden entstandenen Feindschaft":

Eine Frau will ich werden, es brauchet nicht viel
Der Vetter mag sagen, was immer er will
Eine Frau wird bedienet, all Orten geehrt,
Das sie nur befühlet, das haltet man wert!
Sie fahrt nach Belieben ins Grüne spazieren
In lustiger Gesellschaft Diskurse zu führen,
Ich kann mich ja kaum mehr enthalten vor Lachen,
Wer alles nur vor mir Revrenzen wird machen,
Ja, ja es ist b'schlossen, es sey, wie ihm sey
Ein Frau will ich werden, es bleibet dabei!*)

Das Versmass, kurze Verszeilen, war in dergleichen Gedichten beliebt, ausser im Angeführten ebenso bei Gleim I, 144. Hagedorn III 75. u. s. w.

Göthe wiederholt das Thema im folgenden Gedicht „Kinderverstand".

---

*) G.—J. III. 321.

4. Kinderverstand. (IX).

Auf den Gegensatz zwischen Stadt und Land kamen die Anakreontiker wegen ihres idyllischen Charakters öfters zu sprechen. In Weisses Operetten werden wiederholt Stadt und Land gegenüber gestellt, so in „Lottchen am Hofe" „Erntekranz" u. s. w. Und so nimmt sich Göthes Gedicht wie eine solche anakreontische Liedereinlage in Operetten Weissescher Art aus. Es zerfällt in zwei contrastierende Teile: Stadt und Land, und jeder Teil behandelt wiederum in je einer Strophe den Knaben und das Mädchen

Klagen über die frühreife Jugend sind ein beliebtes Thema der Anakreontiker*).

Über die Knaben Uz II, 118.

— Der Jüngling lernt gefallen —
Und buhlen, eh er mannbar ist,

und Gleim I, 119:

— Dann eilt der Knab', und liebt und küsst,
Zu wissen, was ein Mädchen ist!

Über die Stadtmädchen singt Susanne in Weisses Dorfbalbier:

„Gretchen in dem Flügelkleide
Fühlet schon die grösste Freude
Wenn sie Hännschen küssen kann!

bei Rost (1769. p. 95 Die Nachtigall) heisst es:

„Im zwölften Jahr sind Schönen schon verliebt,
Was Wunder, wenn es jetzt nicht mehr Agnesen giebt!"

Ähnliche Anklänge an das Göthische Gedicht finden wir auch in den „Teutschen Arien", dort heisst es in einer Hanswurstarie im Faschingskrapfen des Wiener Theaters**):

Jedoch weit schwerer ist zu nennen,
Ein zwanzigjährig Kind zu kennen,
Das nie nach einem Manne sah!
Dann manche seynd mit vierzehn Jahren
Bei dieser Zeit so gut erfahren
Als oftmals nicht die Grossmama.

---

*) Minor-Sauer 24. 25.
**) G—J. III 322.

5. Liebe und Tugend. (XII).

Ebenfalls ein operettencoupletartiges Gedicht wie das vorige. Die beiden Strophen sind einander entgegengesetzt: die ungehorsame, liebende Tochter in der ersten, die gehorsame, tugendhafte in der zweiten Strophe.

Dass die strenge Mutter die leichtfertige Tochter ausschilt, ist ein bei den Anakreontikern beliebtes Motiv, vgl. Hagedorn, Lessing (I, 77), am häufigsten bei Weisse (I 32. 81. 82. u. s. w.)*).

Die Anakreontiker liebten es nach dem Vorgang auf der Bühne in Operetten, Lustspielen u. s. w., in satirischer Weise über Liebe und Tugend zu handeln. Wie Göthe hier die Tugend aus Wankelmut ableitet, so Cronegk II 301 aus der „Einfalt blöder Jugend“

Philine flieht vor Scherz und Küssen:
Sie will von Freyern noch nichts wissen:
Man sagt es, ich weiss nichts davon.
Doch dass die Einfalt blöder Jugend
Mehr daran Schuld ist, als die Tugend,
Das weiss ich schon!

oder aus Stolz und Dummheit in „vergebliche Mühe“ II 303.

Soll Stolz und Dummheit, macht Dorine
Beständig eine spröde Miene,
Die Liebe reizt sie nie! u. s. w.

Diese Skepsis über Wahrheit der Tugend und Liebe finden wir bei Göthe in der Leipziger Periode öfters, in den Mitschuldigen (D. j. G. I. 186)

Ihr grossen Geister sagt, dass keine Tugend sei...
Dass es, wenn man in uns das Laster je vermisst,
Beim Jüngling Blödigkeit und Furcht beim Mädchen ist!

Über den Wankelmut der Mädchen vgl. „Unbeständigkeit“

Wenn flatterhaft je Dich ein Mädchen vergisst

und „Liebe wider Willen“.

---

*) Minor-Sauer 26.

II. Gruppe.
(Die Oden).

1. Ode an Zachariä.

Göthische Eigenart offenbart sich in dieser Gedichtgruppe mehr als in der vorigen. Die Oden führen in bestimmte Erlebnisse und Empfindungen des eigenen Herzens, in ein Stück Seelenleben des Dichters, hinein! Es wird ein scheidender Freund beklagt, und aus Anlass hierüber dem Hass und Groll gegen Leipzig Luft gemacht. Wir fühlen die unbehagliche Stimmung des jungen Dichters mit, der von keinem seiner Umgebung recht verstanden, recht angeregt wird, der sich an Freunde zu klammern sucht und von ihnen lassen muss. Das ist die Grundstimmung, und diese wird in der Ode an Zachariä im Ramlerschen Stil mit mythischem Flitterputz vorgetragen, und in der zweiten an Behrisch in der freien, kurzen Klopstockschen Zeile mit vielen Naturbildern im blühenden Redegange von Weisses Romeo und Julie ausstaffiert. Die Oden an Behrisch zeigen einen bedeutenden Fortschritt über die Ode an Zachariä.

Wie ein Ramler und wie die übrigen horazischen Dichter der Ode höheren Stils nennt Göthe seinen Freund Zachariä überschwenglich einen Sohn der Venus, einen Liebling Apollens und aller Götter. Verdruss und Langeweile umschwärmen nach des Freundes Abschied wie Stymphaliden den Mittagstisch, die Leier des Freundes allein kann die Ungeheuer zur Hölle schrecken: so wird zum Loblied des Freundes die alte Mythologie ausgebeutet, ganz nach dem Vorgang Ramlers und seiner Freunde, die mit diesen Bildern die Armut ihrer Gefühle übertünchen wollen. Der Schluss:

— Dann lieben mich die Musen
Weil mich ihr Liebling liebt!

ist eine anakreontische Pointe.

2. Drei Oden an Behrisch.

Die drei Oden zeigen in Inhalt und Form einen bedeutenden Aufschwung. Formell folgen sie dem neuen, freien, kurzen Klopstockschen Metrum, welches das steife Versmass der Antike durchbrochen hatte und echte deutsche Oden uns gab, inhaltlich weisen sie bereits eine Reihe glücklich durchgeführter Bilder auf, die der Natur mit Liebe und Lust abgelauscht sind. Göthe war nach Kleists Vorbild auf die „Bilderjagd“ gegangen. Bei unermüdet fortgesetzter Bemühung ward er auf das Kleinleben der Natur höchst aufmerksam und gewöhnte sich in ihren zierlichen Begebenheiten eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte. Hier beginnt also die Richtung, Bilder der Natur für die Zustände des Gemüts anschaulich zu benutzen, und sie der Stimmung einzuweben.

In der ersten Ode wird der Freund mit einem Olivenbaum verglichen, sein ganzes widriges Lebensgeschick in höchst glücklichen Bildern diesem Vergleich angepasst! Göthe mochte im Rosental und in seinen Gärten auf einsamen herbstlichen Spaziergängen den Baum betrachtet haben, den die tückische Spinne von der Taxushecke her bekroch und bespann. — Ein getreues Abbild des feuchten Parkes mit seinen Kröten und entsetzlich vielen Mücken, mit seinen schweren Oktobernebeln giebt die zweite Ode, um das verhasste Land mit seinen hässlichen Bewohnern recht lebhaft zu allegorisieren, welches Behrisch verlassen hatte, aber das den Dichter noch hielt. — In der dritte Ode sehnt der verlassene junge Dichter die Stunde herbei, in der er Leipzig den Rücken kehrt und seinem Freunde folgen kann.

Behrischens beliebtes Schmähen auf seine Landsleute erklärt den Ton dieser drei Oden. Der pathetischen, blühenden Sprache hat offenbar Weisses Romeo und Julie zum Vorbild gedient, wie denn Göthe selbst in einem Briefe an Herder vom Sommer 1771 auf dieses Stück zu-

rückgreift: „Alle Gleichnisse aus Weisses „Julie“ von Mehlthau, Maifrost, Mord und Würmern können die Landplage nicht ausdrücken —“.

III. Gruppe.
(Gedichte an Annette).

1. Der wahre Genuss. (II).

Das Gedicht zerfällt in zwei Hälften: die erste steht unter dem Einfluss Gellertscher Moral und daher der pathetische, predigthafte Ton. Tugend und Unschuld sind die beiden Begriffe, welche die Anakreontiker in den Himmel heben, und sie setzen dieses stille Glück oft dem Glanz und der Pracht der Fürsten entgegen.
Die Wollust: vgl. Uz I, 55.

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennt
Die viehisch rast, nicht sich vernünftig freut!

Ähnlich die wahre und thierische Wollust bei Schiebeler (Auserlesene Gedichte 1773) geschieden:

Die nur der Thiere Wollust kennen,
Lass diese wüthend sich entzwein;
Wir, die von edlern Flammen brennen,
Lass uns sie nicht entweihn!

In der zweiten Hälfte geht der Dichter auf das Verhältnis zu seiner Geliebten über, das anschaulich und natürlich mit einer Menge Zügen aus dem Leben geschildert wird. So das Motiv in Strophe 7.

Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füsse
Zum Schemel ihrer Füsse macht.

vgl. Göthes Brief aus Saarbrücken v. 24. Juni 1771, wo er scherzend dieser Zeit gedenkt: „Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füsse zum Schemel der ihrigen zu machen.

Über die reizende Sittsamkeit Annettens (Str. 6 siehe den Brief an Behrisch v. 16. Nov. 1767: „Die schöne Scham die sie ungeachtet unserer Vertraulichkeit so oft ergreift —!“

Die Stimmung des ganzen Gedichtes spiegelt aufs getreuste ein Brief Göthes an Moors v. 1. Oktob. 1766, also in der Blütezeit der Liebe, wieder: „Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen und jetzo fühle ich zum allersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. (vgl. Str. 4). „Nur durch mein Herz habe ich sie (die Gewogenheit meines Mädchens) erlangt (vgl. Str. 1).

Doch willst Du eine Tugend kaufen,
So geh und gieb Dein Herz dafür!

Er brauche keine Geschenke, durch die er ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte (vgl. Str. 2):

Sie küsset Dich aus feilem Triebe
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst Du nicht!

Sie sei des grossen Glückes wert, das er ihr wünsche... Er nennt sie ein vortreffliches Mädchen, und dazu stimmt die Zeile in der letzten Strophe:

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füssen.

So malt das Gedicht mehr wie alle folgenden mit Liebe und Behaglichkeit das reizende Verhältnis zur Geliebten aus. Kein einziger Anakreontiker hat es je fertig bekommen, so viel Züge der Wirklichkeit seinem Gedichte einzuweben, so nach dem Leben seine Geliebte zu besingen. Diese wahre, tiefe Neigung lässt den Dichter gleich anfangs seine eigenen Pfade wandeln. Über anakreontischen Sprachschatz und Wendungen, alles nur Äusserlichkeiten*).

---

2. An den Schlaf.

Die Anakreontiker schildern gerne ihre Träume wie sie ihre Geliebte getroffen, gesprochen, geküsst u. s. w.

*) Minor-Sauer 13.

(vgl. Glück u. Traum). Göthe stellt sein Gedicht in Gegensatz zu dieser Poesie, er giebt Wirklichkeit, kein Traumgespinnst. So zeigt sich unwillkürlich die Kraft des jungen Dichters. Das ganze Gedicht athmet wahres Leben: er sitzt an Annettens Seite und die Mutter weilt bei ihnen, siehe den Brief an Herrn Schönkopf v. 1. Oktob. 1768. („Madame an ihrem Eckchen hinterm Schreibtisch und Kätchen auf meinem Platze am Fenster“). — Ähnlich wird Annettens Liebe, die sich dem Geliebten erst zu erkennen giebt, wenn sie allein sind im wahren Genuss Str. 6 geschildert

Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht!

Die epigrammatische Wendung zum Schluss, so neu, wie gelungen, zeigt den Dichter als Schüler der Anakreontik.

3 Hochzeitlied. (VIII).

Diese Gattung von Hochzeitsliedern nebst denen der Geburtstag- und Leichencarmina stammt aus der Renaissanceperiode unserer Lyrik, aus dem XVII Jahrhundert. Die Form der Hochzeitscarmina war stereotyp: Nach dem Mahle bricht die Nacht ein, dass Paar wird von Kupido, der die Fackel voranträgt, in die Kammer geführt, und die Freuden der Hochzeitnacht werden leise angedeutet. Flemming Poet. Werk. 10. 3,2

— Kupido sähe gerne
Dass ihr nun machtet fort. Er trägt die Fackel für
Und wartet sehnlich auf vor jenes Zimmers Thür
In dem ihr schlafen sollt. Geht, geht, ihr herze Herzen,
Vereinigt mehr den Sinn, beflammt die Liebeskerzen,
Geht, geht, zu eurer Rast, nach der ihr einzigst steht
Und merket, wie es euch in dieser Ruh ergeht!

Allmählich dringen mehr und mehr epische Elemente in das Hochzeitlied ein, das so zur Romanze wird.
Rost's Brautnacht (Vermischte Ged. 1769)

Die süsse Nacht brach ein, auf die seit langer Zeit
Sich Katulin geschont, sich Magdalis gefreut,
Die sehnlich oft begehrte Nacht,
Die Mann und Weib und Kinder macht; . . .
Die holde Mutter gab jetzt den Gesetzen nach,
Sie leuchtete voran bis in das Schlafgemach,
Die letzte Tyrannei noch lieblich auszuüben
Befahl sie ihrer Magdalis,
Die schon mit Sittsamkeit die Kleider von sich schmiss,
Durch Widerspänstigkeit den Mann nicht zu betrüben.

Wie anders nun Göthe! Er bricht mit aller Tradition,: sein Hochzeitslied entspriest aus seinem Liebesleben. In diesem Sinne schreibt er an Behrisch Oktob. 1767: „Ich schicke Dir dieses kleine Gedicht, dessen Verfasser Du an der Denkungsart und an der Versifikation zwar leicht erkennen wirst, um Deine Meinung darüber zu hören".

Die graziöse Einleitung, Amor, der schon am Brautbett wacht, ist neu von ihm. In Str. 2 schildert er die Gefühle des Jünglings, ganz aus seinem Liebesleben zu Annetten, wie wir sie schon kennen,

Wie glühst Du nach dem schönen Munde.

Drückt wie in Str 9 vom „wahren Genuss" Annettens Zauber aus: „Die Wollust wirft mich an ihre Brust". In Str. 3: Die Strenge der Geliebten, die dahin schwindet, wenn sie allleine sind, auch von Annetten im vorigen Gedicht Str. 6 ausgesagt.

Die Schlusszeilen: Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

sind epigrammatisch schön und von Göthe wohl erfunden, ohne Vorbild.

Das Gedicht ist der Ausdruck glühendster Liebe zu Annetten, und daher der unendliche Reiz seiner Natürlichkeit, der Wahrheit aller Empfindungen. Dass übrigens die Verliebten ähnliche Träumereien von Hochzeit und Trauung hatten, gesteht das Gedicht: „Das Glück!"

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen
Und Dich als Frau und mich als Mann:

---

4. Die Nacht. (III).

Die Szenerie: die Hütte, die der Geliebte nachts verlässt, die Zephyrn, die durch die Bäume säuseln, das Bild von der Opferung und Weihrauch sind Spuren der Anakreontik:*)

Gleim I, 12 von Zephirs sanftem Säuseln.
Gerstenberg II. 135 opfernd Weihrauch auf ihn streun.

Ebenfalls ist die epigrammatische Wendung am Schlusse:

Und doch wollt ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen eine mir!

anakreontische Liebhaberei. — Damit wären aber auch alle Spuren der Anakreontik aufgedeckt: der Dichter folgt sonst anderen Mustern.

Durch Ossians und Shakspeares Einfluss besingen Klopstock und nach ihm Zachariä und Wieland den Mond, und diese wiederum beeinflussen den jungen Göthe im vorliegenden Gedichte. Man vgl. Klopstocks Sommernacht 1766:

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergiesst und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn . . .

ferner der Mondkult in anderen Oden:

„Salem": Der Abend stieg mit dem Schimmer des Mondes herab.
„Petrarka u. Salem": Der silberne Mond ging vorbei.
„Die Gestirne": Mond, Genoss schweigender, kühler Nacht.

Alle diese Oden hatte Göthe schon in Leipzig kennen lernen können.

*) Minor-Sauer 17.

Aber noch grösseren Einfluss scheint mir Zachariä auf dem Dichter ausgeübt zu haben. Bei Zachariae ist der Sinn für die Romantik in der Natur mächtiger als bei seinen Zeitgenossen. Einige Töne seiner Mondnachtschilderung konnte Göthe wohl entliehen haben, vgl. die „Verwandlungen“ (poet. Schr. Wien 1765 I, 197)

„Der Abend fährt daher und schüttelt Balsamdüfte
Von Rosen und Jasmin in die gekühlten Lüfte.
. . . . . der Mond streut seinen Schein
Gefällig um sie her . . . . . .

oder „Die Nacht“ (IV, 143):

Sie erscheint die heilige Nacht . . . .
Vor ihr wandelt ein säuselnder Wind

bei Göthe: Zephyrn melden ihren Lauf!
bei Z. ist die Nacht, bei G. Luna als siegreich aufgehende Göttin gedacht. — Und weiter (IV, 154):

(Der Mond) blickt mit ruhigem Antlitz
In die erstorbnen Gefilde . .
Seufzender bebet auch jetzt der matte nächtliche Zephyr*).

Auch Wielands Einfluss lässt sich in Einigem erweisen. Im Frühling 1768 ist unser Gedicht abgefasst, zur selben Zeit bekam Göthe die Aushängebogen von Wielands Musarion durch Oeser. Wie er diese Dichtung förmlich verschlang ist aus D. u. W. II, 53 bekannt.

Musarion III . . es war nach Mitternacht
ein leicht Gewölke b r a c h des Mondes Silberschimmer

u. Göthe: Luna b r i c h t die Nacht der Eichen,
u. später „an den Mond“: Silberschauer statt Silberschimmer. Auch die Idris schildert „den zärtlichen, verführerischen Schein des Silbermonds.

Das wären die Einflüsse, die sich in diesem Gedichte geltend machen: wenig Anakreontik, dagegen Naturromantik eines Klopstock, Zachariä und Wieland. — Die Landschaft: Eichen, Birken und Gebüsch ist aus dem Rosen-

*) A. f. d. A. VIII, 245.

thal bei Leipzig genommen, vgl. später Eichen und Gesträuch im Sesenheimer Lied und Pappeln der Weimaraner Landschaft. Ich habe das Gedicht auf Annette bezogen, denn es behandelt eine reine Liebe zu einem unschuldigen Mädchen und so werden nicht Freundinnen wie Jetty und Fritzchen gemeint sein.

---

5. Der Schmetterling. (V).

Die Szenerie: Wiesen, Quellen, Hügel, Wald ist aus der Anakreontik entlehnt. Die Schmetterlinge, wie Bienchen, Zephyre, Amoretten bevölkern bei den Anakreontikern die Luft:*)

Michaelis I, 68 Amor als Schmetterling:

„Jener alte Schmetterling,
Den die Mädchen Amor heissen,
Flattert durch die ganze Welt.

Gleim: Der Schmetterling, der da flattert, ein loses, kleines Ding:

Freier als ein Schmetterling
Flattert' ich, und hin und wieder
Küsst ich, sang der Musen Lieder
War ein loses, kleines Ding.

Die hübsche Wendung in der letzten Strophe, zierlich dem Mädchenherzen abgelauscht, scheint uns das Vorbild zu verraten, das Göthe benutzte, nemlich Weisse „Der verschwundene Amor I, 126.

Ich trank mit Chloen Malaga:
Schnell war der Gott der Liebe da.
Ach! seufzte Chloe, sieh, schon stört er unsre Freuden;
Hasch' ihn mit mir, ich will die Flügel ihm beschneiden.

Hier wie bei Göthe sucht das Mädchen die Aufmerksamkeit des Freundes von sich auf einen Schmetterling zu wenden. — Nur schöner wird das Bild, wenn Göthe sich

*) Minor-Sauer 20.

selbst als gestorbenen, unglücklichen Liebhaber unter dem Schmetterling vorstellt Das zärtliche Paar, das er belauscht, wäre Annette und ihr neuer Freund, vor dem Göthe so viel Eifersucht zeigte (vgl. den Brief an Behrisch v. 10. Oktober 1767). „Nun aber, hinter ihrem Stuhl Herr Ryden, in sehr zärtlicher Stellung!“ — Der Dichter sieht das Glück der Liebenden und denkt dabei an sein eigenes entschwundenes: „Alles, was der Tod mir raubte

Seh ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich, wie ich war!

Und diese Stimmung verrät bereits eine Trübung des Liebesverhältnisses durch Eifersucht und Argwohn. Der Todesgedanke in Verknüpfung mit Annettens Bild beschäftigt sonst auch noch den Dichter, so im Brief vom 30. Dec. 1768 an Kätchen von Frankfurt aus.

Der Gedanke, dass der Gestorbene als Schmetterling zu den Stätten alter Freude und Lust zurückkehrt, findet sich bei Gerstenberg und Klopstock: Lange hatte bereits die Vorstellung einer Seelenwanderung, er führte sie wohl zuerst in die Poesie ein. An Doris: „Wenn der Todesengel mich befreit, werde ich im nächsten Busch zur Nachtigall.“ —

Göthe kommt öfter in dieser Zeit in seinen Gedichten auf solche Seelenwanderung zu sprechen, vgl. die Epistel an Friederike Oeser:

Ich kam zu Dir ein Toter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt.
Doch machtest Du mit Deiner süssen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe . . .

Einen Anklang an Günther scheinen die Zeilen:

Hüpft vom Busen zu dem Munde
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf um ihn herum!

zu verraten, vgl. Günthers Gedichte 1733, 245.

Erhasche den weichen und fliehenden Nacken
Vom Nacken zum Halse, vom Halse zur Brust!

---

6. An Venus.

Der Inhalt und Charakter des Gedichtes sind anakreontisch: die Gegenüberstellung von Venus und Bacchus, Liebe und Wein ist ein beliebtes Motiv*).

Im „Trinkliede“ bei Lessing

Voll von Liebe,
Voll von Wein,
Voll von Wein und Liebe.

Ebenso der ganze mythologische Apparat: Venus, Bacchus, Lethe, Minos. Wie hier der Dichter nicht aus dem Lethe trinken will, um die Geliebte nicht vergessen zu brauchen, so auch Jacobi in seinem Elysium (W. II, 191).

Es ist dies Gedicht eine Art Trinklied, der lebhafte Rhythmus deutet das an, aber ganz in anakreontischer Manier, und somit das erste der Trinklieder, die Göthe später mit vollendeter Meisterschaft handhabte.

Erlebtes, nicht Fingiertes herrscht auch in diesem kleinen Gedichte:

Keinen Wein hab ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht!

vgl. dazu D. u. W. II, 66: „sie half die Speisen bereiten, die ich genoss, sie brachte mir wenigstens abends den Wein, den ich trank“.

Die Schlusszeilen: Denn es ist ein zweites Glücke,
Eines Glücks Erinnerung!

sind anakreontisch-epigrammatisch, aber eine echt göthische kurze und bündige Sentenz.

---

7. Das Glück. (VI).

Mit der Nachschrift: „An mein Mädchen.“ —

Traumschilderung ist bei den Anakreontikern ein beliebtes Motiv**)

*) Minor-Sauer 32.
**) Minor-Sauer 22.

Hagedorn III: „Der Traum“. Gleim II, 80. Götz II,20; ferner: Küsse in unbewachter Stunde nehmen, vgl. oben: „Das Schreien“. —

Die Flüchtigkeit der Zeit wird oft von den Anakreontikern beklagt, und daran die Mahnung geknüpft, zu geniessen. Göthe zieht diesen Schluss nicht und fragt, seinem wirklichen Leben entsprechend, in selbstquälerischer Stimmung:

„Was hilft es mir, dass ich geniesse?“

Diese Selbstquälerei und Hypochondrie sind es, die zum endlichen Bruch des Verhältnisses führten, die aber andrerseits unserm Gedicht den Reiz des Wirklichen und Erlebten verleihen. – Ähnliche Träume, wie hier von Annette, erwähnt auch Göthe von sich, im Brief vom 12. Dec. 1769 an Kätchen: „Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen .. Alles mit einem Wort, Sie waren verheiratet! —“

---

8. Die Freuden. (X).

Der Schmetterling ist ein anakreontisches Requisit, vgl. oben „Der Schmetterling“. — Das Abstreifen der Schmetterlingsflügel schon bei Kleist in der „Heilung“ geschildert:

. . . haschte Schmetterlinge,
Die um die Rosen buhlten
Und strich die güldnen Stäubchen
Von den gesprengten Flügeln.

Freilich ohne Deutung; diese entsprang aus Göthes hypochondrischer Stimmung, durch die er sich und Annetten peinigte. Der sentimentale Satz: Jede Freude, in der Nähe betrachtet, sei traurig, passte recht für seine Gemütsverfassung und wird hier ausgeführt. Das Bild vom gefangenen Schmetterling findet sich auch später in einem Briefe Göthes an Hetzler vom 14. Juli 1770: „Die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen; das arme Thier zittert darin, streift sich die schönsten Farben ab.“

Die Situation des Gedichtes erinnert an eine ähnliche in der Epistel an Friederike Oeser: den Dichter hat sein böses Mädchen geplagt, Er sucht seinen Trost in der Natur und geht

In jedem Holz, auf jeder Wiese
Am Fluss, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt,
Dann schlug ich, angereizt vom launischen Verdrusse,
Den armen Frosch, am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagte ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling . . .

---

9. Unbeständigkeit. (XIII).

Die Szenerie: Der Jüngling träumt am spielenden Bach, ist anakreontisch. — Die Anrede „o Jüngling“ desgl. s. oben „Amors Grab“. —

Das Motiv, sich durch andere Mädchen (oder von der Geliebten durch andere Knaben) zu entschädigen findet sich öfters, Weisse I, 156, „Der beste Entschluss eines Frauenzimmers“

Den falschen Flüchtling liess ich wandern
Froh, dass er fortgewandert wär,
Und nähme mir flugs einen Andern
Es giebt ja ihrer mehr!

und Weisse „Klagen“ I, 92 (1759)*).

Mehr Einfluss scheint hier aber Günther ausgeübt zu haben. Ähnlicher Inhalt und dasselbe viertaktig anpästische Metrum findet sich in „der ihm so beliebten Abwechslung im Lieben“ 1733 IV, 202/4:

Str. 3: Der Wechsel vergnügt die menschlichen Sinnen
Dies lehrt uns der Umgang und auch die Natur!
Str. 7: Ich schwöre verbindlich, bis dass ich genossen,
Und bin ich dann fertig, so schwenk ich den Hut,
Und gehe zur andern, die eben das thut!

---

*) Minor-Sauer 27.

Str. 11: Die Welt hat nichts süssers, als dies, dass man liebt,
Drum leb ich und liebe, so lange es was giebt.

Die Stimmung des Gedichtes ist der des vorigen gewissermassen entgegengestellt. Der Dichter glaubt sich von Annetten verlassen (vgl.: „wenn flatterhaft je Dich ein Mädchen vergisst") bleibt dort am Zergliedern der Freuden hängen, sucht dagegen hier bei andern Mädchen Ersatz. Das geschah in der That. Vgl. den Brief an Behrisch vom 10. Nov. 1767. Von seiner Jetty schreibt er: „O Behrisch, es ist Gift in denen Küssen!" und von seinem Fritzchen: „Ich wette, sie verliebt sich in mich!"

10. Misanthrop. (XV).

Der Menschenfeind wird von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts oft mit einer Eule verglichen, bezüglich in Verbindung gebracht, vgl. die Redensart: „ein Gesicht machen wie ein Nest voll Eulen" und Weisse II, 9 Die Pfeile Amors:

Mit diesem schwarz bekieltem Pfeile
Schiess ich den finstern Menschenfeind:
Die Federn sind von einer Eule:
Denn Die war nie dem Lichte Freund!

Göthe conterfeit sich selbst in diesem Gedichte ab, vgl. D. u. W. II, 108.

---

11. Die Liebe wider Willen. (XVII).

Über den Wankelmut der Mädchen klagt Göthe öfter, siehe oben: „Liebe und Tugend". Mit solchen Klagen mag er auch endlich Annettens Geduld erschöpft und ihre Liebe verscherzt haben.

Wenn auch die beiden letzten Gedichte aus dem Leben entsprungen sind, so verraten sie dennoch einen Rückschritt gegen die früheren. Wie matt, prosaisch ist

Alles geschildert. Es mag dieser Rückschritt zum Teil in physischem Unbehagen und falschen Lebensgrundsätzen zu suchen sein. Der Dichter hatte sich vom innigen Verkehr mit der Natur wieder abgewendet, schien in Zerstreuungen aller Art und Menschenverkehr sich betäuben zu wollen; aber sein körperliches Leiden nahm zu, bis die unterdrückte Natur sich in einem gewaltsamen Ausbruche Luft machte. Eines Nachts im Juni 1768, wachte er mit einem heftigen Blutsturze auf, von dem er sich nur mühsam erholte. Dann fuhr er am 28. VIII. 1768, gerade 19 Jahre alt, in seine Heimatstadt Frankfurt zurück.

B. Frankfurt.

Einleitung.

Die düstere, für die Poesie so unerquickliche Stimmung, die Göthe in Leipzig zuletzt umzogen hatte, verliess ihn mehr und mehr. Das Genesen seines Leibes brachte auch ein Genesen seines Gemütes mit sich. Er fühlte sich in Frankfurt, von aller Welt verlassen, lustig und munter (vgl. den Brief an Kätchen 30. Dec. 68). Er denkt daran, seine Gedichte zu sammeln und damit Kätchens Bibliothek zu mehren (1. Nov. 1768). Er scheint sich also in dieser Zeit der Poesie wieder zugewandt zu haben.

Die lange Zeit, seit der er die Geliebte nicht gesehen hatte, die Ferne, die ihn von ihr trennte, die Erinnerung, dass er sie oft so böse und freventlich gequält hatte: Alles das mochte dazu beitragen, ihr Bild lieblicher und reiner denn je in seinem Herzen hervorzuzaubern. Wie gewaltig ihn noch immer diese Liebe packte, so dass er noch immer hoffte, dass Kätchen einst die Seine werden möchte, veranschaulichen die Briefe, die er ihr von Frankfurt aus schrieb. Gleich im Sept. 1768 muss er ihr schreiben; er schickt ihr allerlei kleine Geschenke mit, um sich in ihr Gedächtnis zurückzurufen. Er versetzt sich lebhaft in das Zimmer der

Geliebten (im Brief vom 1. Oktob. 1768), er erinnert sie an die Spiele, die sie gemeinsam mit einander aufgeführt haben (im Briefe vom 1. Nov. 1768), und er versichert sie, dass sie seine ganze Liebe, seine ganze Freundschaft habe. Die Innigkeit des Tones steigert sich mit der Zeit, man sehe die Überschriften, im Aug. 1769 „meine liebe Freundin" im Dec 1769 „meine liebe, meine treue Freundin"; in diesem Briefe giebt sich die ganze Leidenschaft seiner Liebe auf das schönste zu erkennen. Und wenn ihn die Geliebte Tag und Nacht beschäftigt, im Wachen und im Traum (D. j. G. I, 69), so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass er in Frankfurt noch einige der schönsten Lieder an Annette gedichtet hat, und dass ihm selber seine Gedichte, die er in Leipzig an die Geliebte gerichtet hatte, zu kalt und zu gering erschienen (D. u. W. II 125).

---

1. Die Reliquie. (XVI).

Das Rauben von Küssen, Bändern, Tüchern u. s. w. wird gern von den Anakreontikern besungen*). So heisst es in Br. v. J. G. Jakobi 44:

Gesammelt werden Pfänder,
Man raubt ihr Küss' und Bänder:
Ihr Haar und ihr Gewand
Verrät genug die Hand
Der allzudreisten Knaben.

In Jakobis Charmides und Theone entwendet ein Knabe aus Theonens Haarlocken eine Rose.

Solche Andenken wurden dann von den Dichtern überschwenglich gepriesen und geschätzt, Weisse (II, 7)

Raubt ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriss ich ihrer Brust
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht ich aller Fürsten Lust!

*) Minor-Sauer 28.

Und so besingt denn auch Göthe die Locke seines Mädchens:

Setzt eure Schätze mir daneben,
Und ihre Herrlichkeit wird nichts!

Das Gedicht ist in der Ferne von der Geliebten verfasst, vgl. Str. 3: Soll ich Dich gleich, Geliebte missen
Wirst Du nicht ganz mir entrissen
.... Jetzt sind wir fern von ihr.
u. Str. 4: Erinnere mich der alten Lust!

Der Dichter, voll Sehnsucht nach seinem Mädchen zieht ihre Locke hervor und gedenkt der schönen, alten Lust: so athmet das Gedicht, wenn auch an die Locke, nach anakreontisch tändelnder Art anknüpfend, doch wahrhaft Erlebtes.

---

2. Das Glück der Liebe (XVIII).

Anakreontische Spuren sind abgesehen natürlich vom Sprachschatze nur noch im Versmasse des Gedichtes zu finden.

Conegk II 271 „Der fröhliche Dichter". Die sanfte, heitere Stimmung dieses Gedichtes hat offenbar Göthen beeinflusst, man vergleiche:

Str. 5: Ohne Kummer, ohne Klage
Flohn des Lebens ruhge Tage
Und nicht einer ward bereut!
Str. 8: Nur den Weisen fliehn die Sorgen;
Heiter findet ihn der Morgen
Heiter findet ihn die Nacht!
Ihm nur ist das Glück gegeben,
Froh zu sterben, froh zu leben:
Alles steht in seiner Macht!
Dazu Göthe Str. 2: Mein Gefühl wird stets erneichter,
Doch mein Herz wird immer leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu!
Str. 3: Heiter ist mein Geist und frei!

Dass bei Göthe diese Gefühle auf Wahrheit beruhen, dafür einige Briefstellen:

„Fern von der Geliebten sein" (u. sie dennoch lieben!) vgl. den Brief an Behrisch vom Maerz 1768: „Ich kann leben, ohne sie zu sehen, nie, ohne sie zu lieben!" und den Brief v. 26. April 1768: „Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen, .. nun kann ich Dir schwören, dass ich nie, nie aufhören werde, das für sie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht!" und am 10. Nov. 1767 „Meine Geliebte, sie wirds ewig sein!"

Die schöne ruhige Stimmung, die Göthe in dieser Zeit besass, hielt später nicht mehr an, denn als er Kätchens Verlobung ahnte, zog noch einmal der ganze Schmerz und die verlorene Liebe durch seine Brust!

---

3. An den Mond. (XIX).

Das Motiv, dass die Muse des Dichters die Geliebte belauscht, finden wir öfters bei den Anakreontikern *).
Uz „der Morgen" (1772 I, 15):

..... Welch reizend Weib!
Ich sehe Venus liegen,
Und leichten Flor den Marmorleib
Verrätherisch umfliegen ...
Die Muse sieht hinweg und weicht:
Doch manchmal und verstohlen schleicht
Ein halber Blick zurücke.

Wie Uz I, 14 im „Traum", belauscht auch Göthe sein Mädchen, jener, wie sie sich beim Baden, diese, wie sie sich abends beim Zubettegehn entkleidet. Beide Dichter drücken dann ihre Gefühle am Schluss der Schilderung in ähnlicher Weise aus.
Uz „der Traum" I, 14

Der freie Busen lachte,
Den Jugend reizend machte.
Mein Blick blieb lüstern stehn.

*) A. f. d. A. VIII 240.

Göthe: Dämmerung, wo die Wollust thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder,
Trunken sinkt mein Blick hernieder ...

Auch die Unterbrechung: „Doch was das für Wünsche sind!" ähnlich bei Jakobi „An Belindens Bett"

Doch ungestüme Wünsche nicht
Soll dieser kleine Tempel hören!

Das Motiv, an der Geliebten Bett sich zu versetzten, ist also echt anakreontisch. Mit höchster Meisterschaft ist dies Motiv in der Szene: Faust im Schlafzimmer Gretchens verwendet. —
Das Metrum und die appositionelle Anrede sind ebenfalls von der Anakreontik benutzt:

Göthe: Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer.

Götz (I. 177. 1785): Zeuge von der reinsten Glut,
Gras, das sie so sittsam drückte!

Uz I 94 Die Nacht: „Mutter holder Dunkelheit
Nacht! Vertraute süsser Sorgen!

Die pikante Pointe am Schluss ganz im Geiste der Anakreontik (vgl. „Die Nacht").

Mondschilderungen waren bei den Anakreontikern nicht beliebt. Die Mondschilderung in dem Götheschen Gedichte lässt also den Einfluss anderer Dichter vermuten, nemlich Zachariaes, Klopstocks und Wielands. Des letzteren „Idris", die Göthe im Briefe an Oeser vom 24. Nov. 1768 als gelesen erwähnt, scheint ihre Spuren hinterlassen zu haben. Das Verführerische der Mondnacht wird auch hier gepriesen (ed 1768. p 278):

Vielleicht beim zärtlichen, verführischem Scheine
Des Silbermonds ....

Und ähnlich wie der Dichter als Ritter sich vor dem gläsernen Gegitter seines Mädchens niederlassen will, so erzählt in der Idris S. 150 Zerbin, wie es seine verschwundene Geliebte in einem Palaste entdeckt habe:

„Drauf liess ich in Gestalt
Des schönsten Papagei mich vor ihr Fenster nieder
Aufs goldne Gitter hin. —

Das mag dem Dichter vorgeschwebt haben, als er in ähnlichem „Mittelstand von Wehmut und Entzücken“ in ähnlichem „schwärmerischen Schwung der Phantasie“ an seinem Dachstübchenfenster zu Frankfurt stand, in die weite Mondnacht hinaus sah und seine Gefühle und Gedanken zum Monde hinauf und vom Monde herab zu der Geliebten fliegen liess.

---

4 An die Unschuld. (XIV).

Die Szenerie: Wiese, in Mogennebel gehüllt, findet sich in der idyllischen Poesie der Anakreontik häufig *). Michaelis I 30: Die Flur deckt der Nebel Duft.

Das schnelle Entschwinden des leichten Nebels erinnert den Dichter an das Fliehen der Unschuld; die Richardsonschen Tugenideale, die grade damals in Frankfurt viel angeschwärmt wurden (vgl. Die „Chronologie“) schweben ihm vor. Die Biron wird schon von Pfeffel (1761 „Der Lohn der Tugend“) gepriesen

„O Schwester, die Du Deine Jugend
Verborgen, aber schön durchlebst,
Und nach der grossen Biron Tugend
Mit einer Biron Seele strebst!

Auf das schnelle Entschwinden der Unschuld kommt Göthe in dieser Zeite oft zu sprechen, so in der Tugendepistel an Breitkopf Aug. 1769, nur in derberer Tonart: „Einmal zum Henker eine Jungfernschaft, fort ist sie!“ Man kann wohl so was wieder quacksalbern, aber es wills ihm all nicht thun!“

—

*) Minor-Sauer 28.

5. Neujahrslied. (I).

Das Gedicht gehört in die Gattung der bei den Anakreontikern beliebten Satire auf alle Stände, gewöhnlich mit Refrain oder, wie hier bei Göthe mit Zeile 3 und 6 als Kurzzeilen. —

Cronegk II, 278 „Wünsche“ für alle Stände zum neuen Jahr (dem Dichter, dem Verlobten, dem Ehemann u. s w). Uz „Neujahrswunsch des Nachtwächters zu Terrate“.

Als Flugblätter gedruckte Neujahrswünsche waren im vorigen Jahrhundert sehr beliebt. Wünsche zum neuen Jahr legte man mit Vorliebe einem Kukkastenmann oder Raritätenkrämer in den Mund, der über das Treiben und Leben der Welt wie über das Durcheinander seines Raritätenkastens philosophiert.*)

Von Göthescher Eigenart kann demnach unser Gedicht herzlich wenig aufweisen, es sollte sich nur einmal in Form der beliebten Satire in toller Laune gegen alle Stände wenden. Das Gedicht erinnert mit seinen altklugen Sentenzen sehr an die ersten Leipziger Gedichte, es ist auch wohl in Erinnung an Leipziger Verhältnisse geschrieben und an das Leipziger Publikum gerichtet zu denken.

Str. 2: Über die Jugend, die jetzt noch ein wenig zu dumm ist, aber bald weiter kommt, — spricht auch Cronegk II, 248 „Das Kind“ — Das unschuldige Küssen der Jugend wird oft von der tändelnden Anakreontik besungen. Lessing I, 52 und I, 56.

Kleine Schöne, küsse mich
Kleine Schöne, schämst Du Dich? u. s. w.

Str. 3: An die Jünglinge und Jungfrauen. Ermahnung zur Heirat; wie in der Zueigung (Str. 4). Göthe selbst dachte damals öfter an eine Heirat, so noch im Jan. 1770 Brief an Käthchen: „Denn was soll das herumfahren! Ich habe ein Haus, ich habe Geld! Herz, was begehrst Du? Eine Frau!

*) Minor-Sauer 9.

Str. 4: An die jungen Eheleute. Der Dichter warnt vor allzugrosser Treue in der Ehe und vor Eifersucht. Dass die Eifersucht die Frauen erst treulos macht spricht schon Cronegk II 269 in seinen „Prophezeiungen" aus:

Mops macht verzweifelnde Geberden:
Der Mann will eifersüchtig werden,
Und schliesst sein Weibchen ein.
Sonst war sie keusch: nun wird sie lachen,
Und was er fürchtet, wirklich machen,
Das kann ich prophezein.

St. 5 u. 6: Die Misogynen sind beliebte Typen im damaligen Lustspiel, von der Bühne gehen sie in die Gedichte der Anakreontiker über, vgl. Weisse.
An den Hypochonder wenden sich Uz II, 126; Mich. I. 33.

Str. 7: Mädchen und Jünglinge sind das Publikum des anakreontischen Dichters, vgl. „Amors Grab". Ihnen dichtet er seine Lieder, sie sollen sie singen. Auch Göthe verlangt in seinen Briefen, dass seine Freundinnen seine Lieder singen sollen (D. j. G. I, 33).

Zu diesem, wie in dem folgenden Gedichte — Einleitung und Schluss der (hauptsächlich) in Leipzig entstandenen Lieder — hat der Dichter sich mit Willen in die Leipziger Zeit und in das dortige Treiben zurückversetzt. Daher stehen diese Gedichte so ganz abseits von der wirklichen Stimmung, die Göthe zu Frankfurt besass, und von der die vorigen Gedichte zeugten.

---

6. Zueignung. (XX).

Das Gedicht bildet den Abschluss des Leipziger Liederbuchs: solche Abschlüsse meistens mit einer Widmung der Lieder verbunden, lieben die Anakreontiker: Giesecke Poet. Werke 1766 p. 216.

Der Liebe sang ich diese Lieder,
Und, meine treue Daphne, Dir
Ihr habt sie mich gelehrt, Euch geb ich sie hier wieder,
Wer glücklich liebt wie ich, der singe sie mit mir!

Selbst später beschliesst Göthe seine Gedichtsammlungen ähnlich, wie die Abteilung „Lieder" (1800) mit dem Gedicht „An Lina". —

Wie die Anakreontiker sang auch Göthe „ohne Kunst und Müh". Weisse: „Lottchen am Hofe" sagt ebenfalls so; und Cronegk II, 292:

„Ja fliesst nur ohne Kunst und Müh,
Geliebte, sanfte Töne!
Und hört mich gleich die Nachwelt nie
So hört mich doch Climene!

Am Bache seine Lieder zu singen ist ein anakreontisches Motiv. So persönlich wie Göthe in seinem Gedicht waren die Anakreontiker aber nie gewesen, er schildert seinen „Leibes- und Geisteszustand", der nur für seine Leipziger Freunde verständlich sein konnte. Hier und in gleichzeitigen Briefen vergleicht er sich mit dem armen Füchslein (D. j. G. I, 64, 67) in Erinnerung an die Hagedornsche Fabel, in der ein Fuchs seinen Schwanz verlor, und nun allen seinen Freunden predigt, auch den Ihren abzulegen. Diese Fabel war schon von Chr. Weise in einem Roman „Die drei klügsten Leute" 1675 als Spitze gegen die Modenarrheit verwendet worden.

Wir sind mit der Besprechung der Lieder im Leipziger Liederbuche fertig. Es bleibt uns aber noch ein Gedicht übrig, welches gleichfalls in diese Zeit gehört, nemlich das kleine Lied: „Am Flusse."

7. Am Flusse.

Die Szenerie: der Fluss, an welchem der Dichter seine Lieder singt, ist anakreontisch. — Kein Jüngling, kein Mädchen soll die Lieder wieder singen: Knaben und Mädchen sind das Publikum des Anakreontikers, vgl. „Amors Grab", „Neujahrlied" u. A.

Mit den flüchtigen Wellen wird die Flüchtigkeit der

Treu und Liebe verglichen, Göthe wendet diesen Vergleich öfter an, am schönsten später im Gedicht „An den Mond“

Fliesse, fliesse, lieber Fluss!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuss
Und die Treue so.

Das Gedicht, das uns in seiner Kürze und Knappheit der Form und in seiner Fülle und Tiefe der Empfindung überrascht, zeigt einen erstaunlichen Fortschritt gegen die früheren, und bringt uns der Strassburger Epoche näher. Es scheint der späteren Frankfurter Zeit anzugehören; der Schmerz um die Geliebte, die ihn verlassen, deutet vielleicht auf die Verlobung Kätchens („Nun spricht sie meiner Treue Hohn“). Seine Qualen um ihren Verlust lassen die Briefe vom 12. Dec. 1769 u. 23. Jan. 1770 erraten.

Resultat.

In der ersten Gruppe von Gedichten, in der Göthe Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens behandelt (Gruppe der Gedichte sittlicher Sinnlichkeit) stellten wir eine starke Anlehnung des jungen Dichters an seine Muster fest, nicht blos Sprachschatz und Metrum, nicht blos Motive, sondern ganze Gedankengänge, dieselben Pointen, etwas verändert, sind entlehnt.

Unter den Mustern des Dichters, nur Anakreontikern, mittelmässigen Talenten, steht Weisse obenan. Weisses Einfluss auf Göthe ist bis in die Weimaraner Jahre nachzuweisen, in der Leipziger Zeit tritt er fast unumschränkt auf. Viel mochte auch die persönliche Bekanntschaft mit dem heitern und zuvorkommenden Manne beitragen. Besonders wirkte aber Weisse durch seine Operetten von der Bühne herab auf unsern Dichter. 1766, gerade als Göthe in Leipzig war, brachte Weisse seine beste Operette „Der Teufel ist los“ oder „Die verwandelten Weiber“ mit einem zweiten Teile „Der lustige Schuster“ verändert und

verbessert, von Hiller componiert, auf die Bühne. In ganz Deutschland führte man die Operette auf; in Wien, Hamburg, aller Orten hörte man Weisses Arien; man legte ähnliche ein, dichtete andere hinzu. In Frankreich, in Italien, bis nach Neapel hinunter sang man diese Lieder. In Göthe, der ein ständiger Gast des Theaters war, hören wir ein Echo, klingen uns ähnliche Lieder entgegen.

Ausser Weisse sind es Cronegk, Uz, Götz, auch Gleim und Lessing, die unsern Dichter zur Selbstproduktion anregen.

Der Charakter dieser ersten Gedichte ist wenig Empfindung und Gefühl, nichts Selbsterlebtes, meist Reflexion. Eine gewisse altkluge, ideallose Lebens- und Weltanschauung spricht aus ihnen.

In der Odengruppe constatierten wir in Form und Inhalt einen Fortschritt; formell: in neuen, unanakreontischen Versmassen. In der Ode an Zachariä war das antikisierende Metrum von Uzens berühmter Frühlingsode (Belustigungen I, 490), in den Oden an Behrisch die kurze, deutsche Klopstocksche Odenzeile verwendet worden. Inhaltlich: Der Dichter lenkt seine Aufmerksamkeit auf Ramlersholien Odenstil, auch die Allegorieen von Zachariäs komischen Gedichten sind ihm nicht unbekannt. In Weisses blumenreicher, pathetischer Sprache giebt er bereits einige glückliche Bilder aus der Natur. Ein grösserer Fortschritt bahnt sich an: Hinneigung und Beobachtung der Natur. Zum ersten Male behandeln Göthes Gedichte ein Stück Innenleben, Selbsterlebtes.

Gesteigert finden wir dies in der dritten Gruppe, in den Liebesgedichten an Annetten. Der junge Dichter lehnt sich zwar in seinen Motiven und in seiner Sprache an die Anakreontiker an, aber nie wird er unwahr, nie lässt er sich zu einer unwahren Gefühlsschilderung, unwirklichen, lebenslosen Situationen und Bildern verleiten: aus dem Leben schöpft er seine Poesie, nicht pfropft er Poesie aufs Leben. Nicht Doris, nicht Phyllis wird besungen, keine

Schäferszenen, keine Heerden und Wiesen werden geschildert, nicht Amor, wie er auf die holden Hirtinnen schiesst, nur Szenen, nur Bilder aus dem eigenen Leben! Wir sehen den Dichter bei der Geliebten sitzen, die Mutter ihnen zur Seite, oder Annetten bei Tisch seinen Fuss zu ihrem Schemel machen. Den Apfel, den sie angebissen isst er. Nachts steht er einsam an seinem Fenster, schaut auf die mondbeglänzte Weite und träumt von Annetten. Das Individuelle ist der Kern seiner Poesie. — Die Leidenschaftlichkeit seiner Liebe lässt die Reflexion der früheren Gedichtepoche zurücktreten, giebt dem Gefühl mehr Raum, und verlangt nach anderen, grösseren Vorbildern als nach den Anakreontikern, ja, verlangt schon nach den Borne aller Poesie, der Natur! Hier lässt sich der Strassburger Göthe ahnen. Zachariä, Wieland, Klopstock gewinnen Einfluss; eine andere Auffassung der Natur, als die kulissenschaft typische der Anakreontiker geht dem Dichter auf. — Ringt auch diese Richtung noch mit der früheren, scheint auch Göthe wieder in Frankfurt in jenen reflektierenden Ton zurückzufallen, so wandelt er doch unbeirrt die Wege der Natur weiter: der Fortschritt ist gethan: er hatte eine andere, wahrere Poesie geahnt, und es brauchte nur noch der rechte Meister zu kommen, der ihm vollends den Urgrund aller Poesie offenbarte.

—